

# Deutscher Morgen

Herausgeber: Joachim Dauch

Aurora Allemã

Einzelpreis 500 Reis

Erscheint wöchentlich

Folge 34

São Paulo, 26. August 1938

7. Jahrgang

Schriftleitung und Verwaltung: Rua Victoria 200 — Fernruf 4-5393 — Caixa postal 2256 — Druck: Wenig & Cia., Rua Victoria 200 — Fernruf 4-5566 — S. Paulo.  
Bezugsgebühr: halbjährlich Rs. 10\$000, ganzjährig Rs. 20\$000, für Deutschland und die Welpostvereinsländer 7 Mark. — Zuschriften nicht an Einzelpersonen, sondern nur an die Schriftleitung.

## ProCultura

(Sonderarbeit für den „Deutschen Morgen“)

Das kulturelle Ziel unserer deutschen Gegenwart unterscheidet sich wesentlich von dem in der Vergangenheit erstrebten. Das gelegentliche Zurückfallen in den alten Stil zeigt, wie stark die Bindungen sind, die zu der äusserlich überwundenen Vergangenheit doch noch bestehen. Es ändert aber nichts an der Tatsache, dass sie innerlich nur noch von weltfremden Aestheten und Damen der uralten Gesellschaft vertreten wird.

Während in der Vergangenheit Kultur und Kunst volkstümlich und theoretisch in Zirkeln, Vorlesungen und Büchern behandelt wurden, sucht die deutsche Kultur der Gegenwart sich in Leistungen auf allen Gebieten der völkischen Arbeit zu bekunden. Die Kampfzeit hat den neuen Kulturstil geschaffen als Ausdruck eines neuen Ideals.

Wer sah in der Verfallzeit noch hinter dem vollendeten Werk die Arbeit des schaffenden Menschen? Unbeachtet, namenlos und ehrlos war der werktätige Mensch. Wer beachtet heute, welchen grossen Anteil die deutschen Einwanderer der letzten 15 Jahre an dem Ausbau der Stadt haben, in der wir leben? Viele Tausend Volksgenossen haben daran mitgearbeitet als Arbeiter, Handwerker, Techniker, Statiker, Zeichner und Architekten, als Ingenieure und Kaufleute, als Gärtner, Werkmeister, Büro- und Hausangestellte.

Und wer weiss Dank für die hundertjährige Kulturarbeit, die in Urwald und Sümpfen geleistet worden ist, nicht um ein glückliches Leben führen zu dürfen, wohl aber ein heroisches. Dem Feigling erscheint der Held als ein Narr. Die Kultur, auf die wir stolz sind, erwächst aus dem Schaffen der unbekannten Arbeiter, sie entsteht aus den Kräften einer Volksgemeinschaft und das, was wir Zivilisation nennen, ist nur die Tünche, die alles überdeckt und zu ersticken droht. Dieser Konflikt zwischen Kultur und Zivilisation ist in der Gegenwart zum offenen Ausbruch gekommen.

Die Kultur dient dem Volksganzen. Die Zivilisation dagegen geht rücksichtslos ihren Weg, ohne weltanschaulich gebunden zu sein, ohne Ehrfurcht und moralische Hemmungen. Zivilisation bedeutet nur eine hohle Schale, die schwach bleibt, wenn Kultur sie nicht ausfüllt.

Für einige Familien einen Wirkungskreis schaffen, eine betrieblige Arbeit, sie wieder einreihen in die Volksgemeinschaft — das ist Kulturarbeit, die mehr wertet, als die Beteiligung an einem Kunstverein. Auch hier gilt es, dem Volke nicht Steine, sondern Brot bieten, nicht gesellschaftliche Schaulust statt warmer Anteilnahme an seinem harten Schicksal.

Kultur erkauft man sich nicht mit einem Monatsbeitrag. Ueber Kunst zu sprechen, wenn man gleichzeitig seine Wohnung mit den bekannten röhrenden Hirschen oder weintrohen Kapuzinern oder schwebenden Elfen ausschmückt, ist reichlich naiv. Sich mit Wissenschaftlern auf eine Stute zu stellen, wenn man auf die Welteislehre schwört oder auf den Einfluss des Mars auf die Muskulatur des Menschen oder auf irgendeinen indischen Fakir, beweist eine grosse Einbildungskraft. Wer hier nicht mitmacht, ist ein Banause. Da hilft ihm alle Kunst nichts. Wenn er aber treu und brav seinen Beitrag zahlt, ist er ein grosser Künstler, auch wenn seine Kunst etwas entartet ist. Kunst und Wissenschaft kann man nicht für sich in Pacht nehmen. Es genügt uns, dass man die ewige Seligkeit gepachtet hat.

Kulturarbeit bedeutet alles, was das Leben schöner und lebenswert macht. Kulturträger ist, wer den Weg seiner Berufung und seines Berufes schaffensstrotzt bis zu Ende geht, und die grösste Ehre verdient, wer dabei den schwersten Teil zu tragen hat. Das ist der unbekannte Arbeiter und die ungenannte Mutter. Sie entdecken und tätigen Anteil an diesen Gliedern unserer Volksgemeinschaft nehmen, das ist die vorzüglichste deutsche Kulturarbeit. Wir müssen begreifen und verstehen lernen, dass der schwer und treu schaffende Arbeiter einen Ehrenplatz verdient, dass die saubere Arbeit des Handwerkers die Grundlage aller künstlerischen Leistung ist, dass mit der Bezahlung der Rechnung nur der materielle Teil seiner Arbeit beglichen ist. Wir wollen die Kraft der schöpferischen Leistung, den Fleiss des ordnenden Verwalters, die Genialität des Wissenschaftlers, die Begnadung des Künstlers begreifen und achten lernen. Damit bekunden wir Kultur, die Kultur, die ein Nietzsche, Lagarde,

## Zur 6. Reichstagung der Auslandsdeutschen in Stuttgart

Morgen, am 27. August, beginnt in der Hauptstadt Schwabens, der „Stadt der Auslandsdeutschen“, die VI. Reichstagung der Auslandsdeutschen. Trägerin der Veranstaltung, die sich bis zum Beginn des Reichsparteitages in Nürnberg am 5. September erstreckt, ist die Auslandsorganisation der NSDAP. Sie hat auch diesmal gründliche Vorbereitungen getroffen, um den zahlreichen Volksgenossen aus dem Ausland ein möglichst umfassendes Bild vom neuen großdeutschen Reich zu vermitteln. Es geht nicht darum, sie mit Großkundgebungen, Reden und Vorträgen aufzufüllen, wie man etwa einen leergepumpten Motor wieder mit neuem Brennstoff versorgt, sondern es handelt sich um die ewig inhaltschweren Worte Volk und Heimat, die hier in bewußt gedrängter Fülle erlebt werden. Der einzelne nimmt dabei soviel auf, wie der Kraft seines Herzens entspricht. Darum hilft menschliche Organisation, wenn der beste Wille des Deutschlandbesuchers nicht ausreichen sollte, einen lebendigen Eindruck von seinem Leben und Schaffen zu gewinnen. Denn das ist eine Tatsache: Nur wenige von Millionen reichsdeutscher Volksgenossen im Ausland sind in der glücklichen Lage, alle Wünsche einer Jahre ja, oft Jahrzehnte währenden Sehnsucht bei einem Deutschlandbesuch erfüllt zu sehen. Besonders wenn sie irgendwo in Uebersee eine Arbeitsstätte gefunden haben, wenn An- und Abfahrtsreisen allein sechs und mehr Wochen in Anspruch nehmen, wenn ihnen für den eigentlichen Aufenthalt nur eine knappe Zeitspanne zur Verfügung steht, dann scheitern vielfach große Hoffnungen an kleinen programmwidrigen Mifßlichkeiten. Das darf nicht sein.

Die Wiedersehensfreude, das Gefühl, über den Boden der Ahnen, die Heimat, zu schreiten, umgeben von Menschen, die einem nahestehen wie Brüder und Schwestern, die Jubelstimmung des Herzens sollen gesteigert werden, sollen wachsen, sollen für viele Jahre eines stumm zurückgedrängten Heimwehs entschädigen. Wunden, die die Fremde riß, Entbehnungen, die unter fremden Sternen den deutschen Menschen im Ausland begleiteten, die endlose Kette der zerfallenen Hoffnungen, alles, alles soll geheilt, gelindert, wieder gutgemacht, neu geschmiedet werden. Denn nur wer eine Heimat hat in der Gemeinschaft seines Volkes befreit, darf auf treue Hilfe rechnen. Wie viele gehen heute über Erdteile und Meere einen Weg zurück, den sie nimmer noch einmal beschritten hätten, wenn nicht das gesund erhaltene Herz die fränkische zögernde Vernunft bezwungen hätte? Der Deutsche ist kein Abenteurer von Natur aus. Er wird in den seltensten Fällen einem Haufen zivilisierter kosmopolitischer Nomaden anhängen, weil er feind aller Entwurzelung ist. Vergessen wir nie, daß nur die unglücklichen Geschicke im Laufe der letzten Jahrhunderte Millionen von Volksgenossen über die ganze Erde gestreut haben. Es gab kein einiges Volk, kein machtvolleres Reich, keine starke Führung! Als die anderen die Welt unter sich aufteilten und ihre Kolonialreiche gründeten,

Rosenberg, der Führer fordern. Aus dieser Kultur wird sich eine Kunst erheben als Aeusserung eines neuen Willens und einer neuen Ausrichtung. Wo diese Kultur nicht Grundlage ist, soll man von Kunst schweigen.

Wo der Kunst der grosse Inhalt fehlt, das Seelentum des Volkes, eine feste Weltanschauung, da haben wir es nur mit einer artistischen Kunst zu tun, mit ästhetischen Spielereien, mit einem Kunstersatz für oberflächliche Genüsse, mit dem woran Kultur zugrunde geht. Der 1900 gestorbene Nietzsche hat den Ausspruch getan: „Wir gehören einer Zeit an, deren Kultur in Gefahr ist, an den Mitteln der Kultur zugrunde zu gehen.“ Diese Zeit ist überwunden, aber das will man nicht wahrhaben.

Kunst, wie wir sie verstehen, soll Sehnsucht wecken, den Willen hochreissen zu heroischem und tätigen Leben. Das Volk muss fähig sein, die Schöpfungen der Kunst als Ausdruck seiner eigenen Seele in sich aufzunehmen, um dadurch gestärkt und erhoben zu werden. Und der Künstler wiederum

die noch heute ihre Wirtschaft und Staatskassen versorgen, da verkannten sogenannte deutsche Fürsten ihre Landeskinde als Söldner besonders nach Amerika. Und als das Reich endlich gegründet schien, da erwies sich sein Boden als zu eng für ein großes arbeitssames fruchtbares Volk. Der Weltkrieg folgte und die Jahre tieferster Erniedrigung schlossen sich an und ständig in dieser langen langen Zeit führen die Auswandererschiffe ...

Der endlose Zug hätte fortgedauert, ganz gewiß. Denn ohne Adolf Hitler und seine Bewegung wäre Deutschland dem Bolschewismus verfallen. Die Welt hätte wieder von deutschen Emigranten gesprochen. Aber diese Emigranten wären keine Juden gewesen, so wenig die deutschen Mitkämpfer für die nordamerikanische Unabhängigkeit oder die ersten deutschen Kolonisten in den brasilianischen Südstaaten waren. Aber warum soll weiter an einer so ungeheuerlichen Tragik geritten werden? Es ist zwecklos. Das Schicksal ist unerbittlich und hat entschieden weil keine Menschen da waren, die es zwangen. Wankelmütige Jäulerer und überschläure Politiker könnten vergessen, den Schlüsselsatz unter die Vergangenheit der Geschichte deutscher Menschen im Ausland zu ziehen. Er ist schon gezogen worden, wenn auch von der anderen Seite. Belasten wir uns nicht weiter mit Selbstanklagen! Die Geschichte ist befänglich immer der beste Lehrmeister.

Die diesjährige Reichstagung der Auslandsdeutschen in Stuttgart wird zweifellos Anlaß für so manchen Gedankenaustausch bieten. Die Fragen der Gegenwart und Zukunft werden dabei im Vordergrund stehen. Da die Teilnehmer an der Tagung reichsdeutsche Staatsbürger sind, werden auch alle Erörterungen einer gewissen Auslandsprelle über die heimliche oder unheimliche Bedeutung der Zusammenkunft in der „Stadt der Auslandsdeutschen“ hinfällig. Was dort besprochen wird, kann alle Welt hören. Sicher werden auch viele früher in Brasilien lebende Volksgenossen unter den Tausenden sein. Sie sind in der Mehrzahl erst vor kurzer Zeit „für immer“ nach Deutschland gefahren, wo die außerordentlich starke Nachfrage nach Arbeitskräften, besonders Sacharbeitern, ihnen und ihren Kindern wieder eine Wirkungsstätte in der Heimat ermöglichte. Vielleicht erinnern sie sich nun wieder an ihr großes Heimweh, als sie noch hierzulande weilten, vielleicht denken auch sie noch daran, wie sehr sich ihre Volksgenossen im großen weiten Lande der Palmen und Pinien freuen würden, wenn endlich mal ein großes „Kraft durch Freude“-Schiff herüberkäme und sie mitnahm, nur „zum Besuch“, beispielsweise zum nächsten Jahr nach Stuttgart oder Nürnberg. Vielleicht entscheidet Deutschland auch einmal über diesen aus der Heimatsehnsucht geborenen Wunsch seiner Kinder im Uebersee-Ausland. Bis dahin und weiterhin wie bisher wollen wir stark an unseren Pflichten stehen, unsere Pflicht tun und das Vertrauen in die heiligen strahlenden Kräfte der Heimat bewußt in uns tragen.

E.P.

(Schluß auf Seite 2)

## v. HORTHY

Der ungarische Reichsverweser Admiral von Horthy ist am vergangenen Sonntag zu einem Staatsbesuch in Deutschland eingetroffen. Ihm wurde überall ein außerordentlich herzlicher Empfang zuteil. Seine Reise führte ihn über Wien und Süddeutschland zunächst nach Kiel, wo in Gegenwart des Führers und seines hohen Gastes die Taufe eines neuen deutschen Kriegsschiffes stattfand. Die Taufe wurde von der Gattin des ungarischen Staatsoberhauptes auf den Namen „Prinz Eugen von Savoyen“ vorgenommen. Die Taufrede hielt der Reichsstatthalter der Ostmark, Dr. Seyß-Inquart. Reichsverweser von Horthy, der Führer eines kleinen aber bedeutenden Nachbargaates Großdeutschlands, ist 70 Jahre alt. Seine Verdienste um sein Vaterland und seine politische Laufbahn seien hier aus Anlaß seines Staatsbesuches kurz gekennzeichnet.

Das Geschick schenkte Ungarn in schweren Zeiten immer Männer, die mit fester Hand aus Not und Gefahr den Weg zu einem Wiederaufstieg wiesen, die erhoben über jede Partei hinweg die Kraft der Nation einen konnten und von der Nation deshalb einhellig anerkannt und geliebt wurden. So stieg Miklos Horthy von Nagybanja als Hüter der Krone und Wahrer der Interessen der Nation an die Spitze der nationalen Erhebung Ungarns gegen den Bolschewismus. Horthy wurde sodann Reichsverweser, der in einer Zeit der Not der Nation den Weg zu innerer Erneuerung und Wiedergewinnung gebührender Geltung wies.

Im Herzen der ungarischen Teilsbene, mitten in wegenden Weizenfeldern und weiten Weiden, liegt Kenderes, das Stammgut der kalvinischen Gentryfamilie Horthy. Dort wurde Miklos von Horthy ein Jahr nach dem ungarisch-österreichischen Ausgleich, am 18. Juni 1868, geboren. Nach den Studienjahren in Debreczin, Oedenburg und Güns wurde Horthy 1886 als Seekadett ausgemustert und trat eine erfolgreiche Seemannslaufbahn an. Sein Beruf führte ihn weit in der Welt herum, und bald erhielt Horthy eine Kommandosstelle. 1909 wurde er von der Stelle des Kommandanten des in Konstantinopel stationierten S.M.S. „Taurus“ als Flaggkapitän zu Kaiser Franz Josef I. berufen. 1914 schied er von diesem Posten und befehligte zunächst bis Dezember 1914 S.M.S. „Habsburg“ und anschließend bis Ende Mai 1917 den Rapidkreuzer „Novara“. Im Krieg in den adriatischen Gewässern erwies sich Horthy als Mann kühnsten Wagemutes, wohlüberlegten Unternehmungsgewisses, als ein Seeheld. Bei der Eröffnung der Kriegshandlungen mit Italien zeichnete sich die „Novara“ bei der Beschießung von Porto Corfini aus, versenkte bei San Giovanni di Medua die für die serbische und montenegrinische Armee bestimmte Transportschiffe und beschleunigte damit den Fortgang der Niederwerfung Serbiens. Für diese Tat erhielt Horthy den Militär-Maria-Theresien-Orden. Am 10. Juli 1916 durchbrach Horthy mit der „Novara“ die Sperrlinie der alliierten Geschwader und vernichtete dabei fünf englische Ueberwachungs-Dampfer in der Straße von Otranto, in der sich sein Schiff in der Matroschlacht des Jahres 1917 nochmals auszeichnete. Zu Beginn des Jahres 1918 wurde Horthy als Vizeadmiral zum Kommandanten der gesamten österreich-ungarischen Kriegsmarine ernannt. Beim Zusammenbruch legte Horthy das Kommando nieder

dazu berufenen Stellen, dass sie auch die Führung in kultureller Hinsicht selbst in die Hand nehmen und sich nicht der Verantwortung entziehen.

Es wäre der Reaktion recht, wenn sich das Kultur- und Geistesleben wieder, wie in Goethescher Zeit, in einsamer Höhe weit über dem Volke bewegen würde, wenn der ganze Idealismus, wie damals in der Zeit nach den Freiheitskriegen, sich wieder in einem satten Bürgertum verlaufen würde. Kulturarbeit beginnt man, wie jeden Bau, bei den Fundamenten; aber von oben her beginnt man mit dem Abbruch. Die andere Auffassung kann auch heute noch abendländische Kultur zum Zusammenbruch bringen.

Kultur und Kunst sind uns heute nach den Worten des Führers, die über dem Hause der deutschen Kunst stehen, „eine erhabene Mission, die zu Fanatismus verpflichtet“, — sie kann nicht das Privileg einer Gesellschaftsschicht sein, die eigene Kunstringe bildet, anstatt sich in die Volksgemeinschaft einzureihen und ihr zu dienen.

und übergab die Flotte gemäß dem Auftrag Kaiser Karls den Südbalkan.

Der letzte Kommandant der ruhmreichen k. u. k.-Flotte, der im Jahre des Zusammenbruchs seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert hatte, ging nach dem Kriege auf das Gut seines Geschlechtes in Kenderes. Dort lebte er in den ersten Monaten der kommunistischen Herrschaft in Ungarn zurückgezogen, aber diese Zurückgezogenheit war nur eine Zeit der Besinnung vor der Übernahme höchster Verantwortlichkeit und erneuten reiflosen Einfaches für Vaterland und Nation. Sobald sich die ersten Anzeichen der Gegenrevolution zeigten, findet sich Miklos von Horthy bei der Szegediner Nationalregierung; er wirkte zunächst als Kriegsminister, dann als Oberkommandant an der Organisation der Aufstellung der ungarischen Nationalarmee mit und befreite mit ihr das ohnmächtige Ungarn von der Greuelherrschaft des Bolschewismus. Nach dem Säuberungs- und Befreiungswerk zog Horthy triumphal an der Spitze der Truppen in der Hauptstadt Budapest ein, und am 1. März 1920 wählte ihn die erste Nationalversammlung zum Reichsverweser.

Schon die ersten Jahre der Reichsverweserschaft bewiesen, daß die Nation keinen befähigteren Mann hätte finden können. Herkunft und Jugend hatten Horthy eine unaussprechliche, innige Verbundenheit mit dem magyarischen Volk und der ungarischen Erde gegeben; die einzelnen Stationen seiner dreißigjährigen Marineaufbahn hatten ihn unbewußt für seine ungeahnte spätere hohe Berufung geschult. In Konstantinopel lernte er die verschlungenen Wege der Außenpolitik, in Wien in der kaiserlichen Umgebung die vielseitigen Aufgaben des Herrscheramtes kennen. Hatte er im Krieg zur See seine soldatischen Fähigkeiten und in der Befreiung Ungarns vom Kommunismus seine organisatorischen und auch im Landkrieg überausenden militärischen Kenntnisse gezeigt, so haben ihn die Jahre seit 1920 als einen Staatsmann von Format erwiesen, der einen wahrhaft historischen Wiederaufbau gegen ungewöhnliche äußere Widerwärtigkeiten und innere Schwierigkeiten in unermüdlicher Fähigkeit, nüchternen Wirtschaftssinn und

unbeirrbarer Zielsetzung durchgesetzt hat.

Sicher wie einst am Steuer seiner Schiffe steht Miklos von Horthy als Reichsverweser am Staatssteuer Ungarns, des Königreiches ohne König. Fest und entschieden widerlegte er sich dem Abenteuer Karls von Habsburg-Lothringen, der zweimal putschartig nach Ungarn kam, obwohl er wußte, daß er Ungarn dadurch in schwerste Gefahr brachte, obwohl er wußte, daß die Stimmung im Lande selbst gegen eine Übernahme der Regierungsgewalt durch ihn war. Unzweifelhaft lehnte Reichsverweser Horthy auch die geschäftige österreichische legitimistische Gerüchelpolitik ab und wandte sich gegen die „unabhängige Hervorjerrung der Königsfrage“. Der Reichsverweser erklärte einmal: „Meiner Ansicht nach ist bei uns die republikanische Staatsform unvorstellbar. Alle Macht gehört der heiligen Krone, alle Rechte gehen von ihr aus. Ich kann es nicht zulassen, die Person des Reichsverwesers mit dem königlichen Thron in Zusammenhang zu bringen. Ich bitte daher die ganze ungarische Gesellschaft, die allhergebrachte Institution nicht zum Spielzeug politischer Kämpfe zu machen.“

Wenn der Reichsverweser das Wort ergriß, hat er der Nation immer wegweisende Worte gesagt, die von größter Bedeutung für den ungarischen Wiederaufbau waren. So mahnte er das Magyarentum zur Hochschätzung der Fruchtbarkeit und Ueberwindung der erschreckend um sich greifenden Kinderarmut, so forderte er die ungarische Jugend auf, ungeduldet und nicht allein beamtete Stellen anzustreben, sondern auch mit freudigem Arbeitswillen in das Wirtschaftsleben einzutreten; so verkündete er ein großzügiges Aufbauprogramm für die ungarische Tiefebene, die Kernlandschaft des Magyarentums.

Die Rechte des Reichsverwesers, zunächst durch das Gesetz vom Jahre 1920 umschrieben, wurden durch eine Verfassungsänderung im Jahre 1937 wesentlich erweitert und der Stellung des ungarischen Königs angenähert. Horthys Position geht weit über die staatsrechtliche Stellung hinaus, die Staatspräsidenten anderer Länder haben, und besitzt fast königliche Machtverhältnisse.

schlaggebende Bedeutung besitzen, wird der Lärm und die Aufregung darüber, daß Deutschland und Ibero-Amerika einen lebhaften Handel treiben, bald von selbst verstummen. Ist es nicht ein Gebot zwangsläufiger Entwicklung, wenn ein hochindustrialisiertes rohstoffarmes Land die Einfuhr feiner Rohstoffe mit der Ausfuhr seiner hochwertigen Fertigwaren bezahlt, die für den Wohlstand, den Fortschritt und die Entwicklung jener Länder, die diese Rohstoffe liefern, unentbehrliche Güter darstellen?

Es ist gewiß bemerkenswert, daß bei allgemein sinkenden Handelsansätzen der Gütertausch zwischen Deutschland und den ibero-amerikanischen Ländern auch im Jahre 1938 ein weiteres Aufsteigen zeigt. In den ersten fünf Monaten des Jahres führte Deutschland aus Süd- und Mittelamerika Waren im Werte von 358 Millionen RM, ein im Vergleich zu 280 Mill. RM. in der entsprechenden Periode des Jahres 1937. Auf der anderen Seite hat auch die deutsche Ausfuhr nach diesen Ländern eine erneute Zunahme zu verzeichnen. Es zeigt sich eben immer wieder, daß der Rohstoffüberschuß Ibero-Amerikas und der Rohstoffbedarf Deutschlands einen natürlichen Anreiz zum gegenseitigen Warenaustausch bieten. Eine Hauptantriebskraft dieser wachsenden Verflechtung ist auch die Gegenseitigkeit der Handelsbeziehungen und ferner die Einführung des Verrechnungsverkehrs. Allerdings ist der Handelsverkehr zwischen Lateinamerika und Deutschland noch passiv zum Gunsten Deutschlands. Der Passivsaldo betrug im vergangenen Jahre rund 200 Millionen RM. Nur im Verkehr mit Venezuela, Cuba, Honduras und Panama weist Deutschland einen Ausfuhrüberschuß auf. Da die iberoamerikanischen Länder auf dem Standpunkt des „do ut des“ stehen, so können die Bezüge dieser Länder aus Deutschland in Zukunft noch umfangreicher werden, umso mehr, als Deutschland in erster Linie imstande ist, sich in Geschmack und Preis den Ansprüchen der iberoamerikanischen Kaufleute weitgehend anzupassen. Auch für die Industrialisierung dieser noch in der Entwicklung begriffenen Länder kann Deutschland alle notwendigen Maschinen und Produktionsmittel zur Verfügung stellen. So können auf der Grundlage einer engen und freundschaftlichen Zusammenarbeit die deutsche Wissenschaft und die deutsche Veredelungsindustrie einerseits und die Fruchtbarkeit und die Bodenschätze Ibero-Amerikas andererseits die tragfähigen Pfeiler für eine neue weltwirtschaftliche Verständigung werden.

tahrtindustrie zu überzeugen. Seine Reisen durch Deutschland führte er ausschliesslich mit Flugzeugen durch. Auf dem Fliegerhorst Döberitz bei Berlin überreichte er dem deutschen Flugkapitän Henke sowie dem Hauptmann der deutschen Luftwaffe, Moreau, als Auszeichnung für ihre hervorragende Leistung beim Ohnehalt-Flug Berlin-New York-Berlin das Ehrenzeichen der französischen Militärfliegerei.

18. August. — Der Führer und Reichskanzler hat eine Verordnung erlassen, nach der die Schulden aller Volksgenossen, die infolge der Wirtschaftskrise vor der Machtergreifung oder durch ihre aktive Beteiligung für die Bewegung ihre gesamten Güter verloren hatten, durch besondere freundschaftliche oder gerichtliche Vereinbarung getilgt werden können.

Mussolini besichtigte die Insel Pantellaria, die halbwegs zwischen Sizilien und Afrika liegt. Er besichtigte die Befestigungen der Insel und richtete an ihre Bewohner eine Ansprache.

Italienische Zeitungen vertreten den Standpunkt, dass England einen Wirtschaftskrieg gegen das römische Imperium plane, aber bei seinen Bemühungen keinen Erfolg haben werde.

19. August. — Von zuständigen deutschen Wirtschaftskreisen werden die im Ausland verbreiteten Nachrichten über eine deutsche Wirtschafts- und Finanzkrise als ein bewusster Verleumdungsfeldzug bezeichnet. Die Tatsache, dass infolge schlagartiger jüdischer Börsenmanöver einige Aktien zurückgegangen sind, wird im Ausland mit ungeheuren Schlagzeilen bekanntgegeben, während dieselben Blätter verheimlichen, dass die deutschen Wertnotierungen seit 1933 ständig gestiegen waren.

Im Deutschen Haus in München wurde eine chilenische Kunstausstellung eröffnet, die einen verstärkten künstlerischen Austausch zwischen beiden Ländern dienen soll, wie der chilenische Gesandte Porto Seguro bei seiner Ansprache erklärte.

Der nordamerikanische Schatzsekretär Morgenthau hat seinen Schweizer Besuch in einer besonderen Visite bei der Bank für internationalen Zahlungsausgleich in Basel beendet und reist mit seiner Familie über Frankreich wieder nach den Vereinigten Staaten ab.

Der schweizer Bundesrat hat die Schließung der Grenze für jüdische Emigranten aus Deutschland angeordnet.

20. August. — Wegen Spionagetätigkeit wurde der englische Hauptmann Thomas Kendrick, der als Chef des Passbüros im englischen Generalkonsulat in Wien tätig war, verhaftet und umgehend ausgewiesen.

Mit Aufmerksamkeit werden in Deutschland die verstärkten Exportbemühungen der Vereinigten Staaten nach Südamerika verfolgt. Man sieht in der anschwellenden Propaganda der USA gegen die autoritären Staaten und ihre Wirtschaftsbeziehungen mit Lateinamerika einen besonderen Angriff auf das Reich. Dessenungeachtet ist der Warenaustausch zwischen Südamerika und Deutschland im ersten Halbjahr 1938 grösser gewesen als im selben Zeitabschnitt des Vorjahres; das Reich hat dabei für 92 Millionen Mark mehr Waren gekauft als verkauft.

21. August. — Reichswirtschaftsminister Funk hielt zur Eröffnung der Ostmesse in Königsberg eine bedeutsame Rede. Er wies darauf hin, „dass auch in Deutschland Leute mit schwachen Nerven und schlechtem Gewissen den übelwollenden Einflüsterungen ihr Ohr geschenkt haben, die böswillige und unverantwortliche ausländische Elemente dazu benutzten, im Zusammenhang mit der Bewegung der Börsennotierungen den Geisteszustand ungünstig zu beeinflussen und Unruhe zu schaffen.“ Das Vertrauen des Volkes in die deutsche Wirtschaftsführung sei unerschüttert, haben doch die Spareinlagen in den vergangenen Wochen mit 17 Milliarden Reichsmark einen neuen Höchststand erreicht.

Die Zeitung „Popolo d'Italia“ veröffentlicht einen mit „Dux“ unterzeichneten Leitartikel, in dem davon die Rede ist, dass Stalin aus Furcht den kürzlichen Grenzkonflikt mit Japan nicht zu einem Kriege ausgenutzt habe, und dass weder Stalin noch der Kriegskommissar Woroschilow an die Treue des Marschalls Blücher, des Oberbefehlshabers der Sowjetarmeen im Fernen Osten, glaube.

22. August. — General Franco liess der englischen Regierung die Antwort auf ihren Plan betreffs Zurückziehung der Freiwilligen überreichen, machte aber seine weitere Haltung von der Bedingung abhängig, dass ihm die Zuerkennung der Rechte eines Kriegführenden gewährt werden müsse.

Die tschechische Presse fordert die Einführung der dreijährigen Militärdienstpflicht.

Der Besuch des ungarischen Reichsverwesers, Admiral von Horthy, in Deutschland wird in allen europäischen Hauptstädten stark beachtet, wie auch die glänzende Flottenparade von 110 Einheiten der deutschen Kriegsflotte in der Kieler Bucht besonders besprochen wird.

23. August. — Die Vorbereitungen für den diesjährigen vom 5. bis 12. September in Nürnberg stattfindenden Kongress der NSDAP, der als Parteitag Gross-Deutschlands besonders viele Gäste aus der Ostmark vereinigen wird, sind ziemlich abgeschlossen. Mehr als 400.000 politische Leiter werden allein aufmarschieren. Aus Wien fahren 21 Sonderzüge nach Nürnberg. Insgesamt werden 4 Millionen Essen ausgegeben. Die Lebensmittelanfuhr ist ausserordentlich gross.

In der Tschechoslowakei rechnet man für die nächsten Tage mit einer entscheidenden Entwicklung in den gegenwärtigen Verhandlungen zwischen Lord Runciman und der Prager Regierung sowie den Sudetendeutschen. Es sind sogar Gerüchte von einer Regierungsumbildung laut geworden.

## Der deutsch-iberoamerikanische Handel im Zeichen natürlicher Ergänzungsgrundlagen

Von Ministerialdirektor Ernst Reichard. — Präsident des Werberates der Deutschen Wirtschaft.

Nach einem vorübergehenden Aufschwung der Weltwirtschaft in den letzten beiden Jahren ist heute wieder eine allgemeine Stöckung im internationalen Handel festzustellen. Zugleich mit der in einer Reihe von Ländern neu zum Ausbruch gekommenen Krise ist die Tendenz, die Bezüge fremder Waren einzuschränken, wieder stärker zum Ausdruck gekommen. Es zeigt sich damit wiederum auf das deutlichste, daß die Voraussetzungen für den Weltmarkt der Form, wie er noch im ersten Jahrzehnt nach dem Ende des Weltkrieges bestanden hatte, infolge der seit etwa 1930 eingetretenen Entwicklung heute nicht mehr vorhanden sind.

Die wichtigste Veränderung ist vielleicht in der Tatsache zu sehen, daß die einzelnen Volkswirtschaften von sich aus ihre Abhängigkeit von dem Auf und Ab der Weltkonjunktur zu vermindern trachten. Die in dieser Richtung gehende Entwicklung ist in den letzten Jahren ständig vorangetrieben worden, so daß der Umfang des Welt Handels heute geringer ist als im Jahre 1929, während die Weltproduktion erheblich höher über dem damals erreichten Stand liegt. Darüber hinaus ist unverkennbar eine Art Gruppenbildung im internationalen Handel festzustellen. Als eine geschlossene Großraumwirtschaft wird man das Britische Imperium ansehen, ferner Rußland mit seinen eigenen unerschöpflichen Rohstoffquellen und ebenso auch die Vereinigten Staaten von Amerika. Wohl treiben diese Staaten mit der übrigen Welt einen umfangreichen Handel, aber die Erfahrung hat wiederholt gezeigt, daß sie unter Umständen auf die Käufe in anderen Ländern weitgehend verzichten können. Es ist daher anzunehmen, daß der zwischenstaatliche Handel sich in Zukunft noch mehr, als es bereits heute der Fall ist, in erster Linie zwischen den Ländern abspielen wird, die als überwiegende Rohstoffgebiete auf der einen Seite und als ausgeglichene Industriestaaten auf der anderen, echte Einfuhr- und Ausfuhrbedürfnisse geltend machen und sich somit gegenseitig ergänzen können.

Derartige naturgegebene Ergänzungsmöglichkeiten bestehen zwischen Europa und den süd- und mittelamerikanischen Ländern. Im besonderen ist aber Deutschland als das Herz Europas und das klassische Land der verarbeitenden Industrie auf Grund dieser Zusammenhänge berufen, eine wichtige Stellung als Kunde und Lieferant der iberoamerikanischen Staaten einzunehmen. Es liegt auf der Hand, daß das rohstoffarme und vom Klima nicht begünstigte Deutschland ein natürliches Auffangbecken für die Bodenerzeugnisse jener Gebiete ist. Umgekehrt ist die deutsche Wirtschaft in der Lage, auf Grund seiner vielseitigen Industrie den süd- und mittelamerikanischen Ländern alle Arten von Fertigerzeugnissen zu liefern.

Diese natürlichen Austauschmöglichkeiten sind die Grundlage der bereits sehr alten Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und den iberoamerikanischen Staaten. Es ist daher kein Wunder, wenn angesichts der oben aufgezeigten Wandlungen und Verschiebungen im internationalen Handel die wirtschaftliche Verflechtung zwischen dem deutschen

Markt auf der einen und den süd- und mittelamerikanischen Märkten auf der anderen Seite in den letzten Jahren immer enger geworden ist. Deutschlands Einfuhr aus Lateinamerika stieg von 457 Millionen Reichsmark im Jahre 1932 in ständiger Aufwärtsbewegung auf 850 Millionen Reichsmark im vergangenen Jahre (1937) an, und umgekehrt erhöhte sich in dem gleichen Zeitraum die Ausfuhr deutscher Waren nach den iberoamerikanischen Staaten von 235 Mill. RM. auf 652 Mill. RM. Im Rahmen des deutschen Gesamtanzenhandels hat Süd- und Mittelamerika ständig an Bedeutung gewonnen. Während im Jahre 1932 nur 9,8 vH. der deutschen Gesamteinfuhr aus diesen Bezugsgebieten stammten, waren es im Jahre 1937 15,5 vH. Der Anteil der lateinamerikanischen Gebiete an der deutschen Gesamtausfuhr nahm von 4,1 vH. im Jahre 1932 auf 11 vH. im vergangenen Jahre zu. Ebenso zeigen die Handelsstatistiken der einzelnen süd- und mittelamerikanischen Staaten eine sich stetig fortsetzende Ausweitung des Handels mit Deutschland. Als Kunde und Lieferant steht Deutschland bei fast allen Ländern mit an vorderster, teilweise sogar an erster Stelle.

Angeichts dieser Entwicklung hat es auch nicht an Angriffen auf die deutsche Lieferstellung gefehlt, die von interessierter Seite vorgebracht worden sind. Unter der Devise „Amerika den Amerikanern“ ist in diesem Zusammenhang beispielsweise die Behauptung aufgestellt worden, daß Nordamerika der ideale Handelspartner der lateinamerikanischen Staaten sei. Die nordamerikanische Ware — so wird weiter gefolgert — verdiene daher den Vorzug. Wie liegen die Dinge in Wirklichkeit? Ich kann mich hier nur auf einige Andeutungen beschränken. Ein Anschauen der europäischen Länder und damit Deutschlands vom Südamerika-Handel ist schon deswegen gar nicht möglich, weil die U.S.A. gar nicht in der Lage sind, den Kaffe-Überfluß der Südstaaten aufzunehmen, und überhaupt weil die iberoamerikanischen Länder in der gleichen Weise auch bei ihren anderen Landesprodukten auf die europäischen und damit auf die deutschen Verbraucher gar nicht verzichten können. Bei Baumwolle, die für manche iberoamerikanischen Staaten ein lebenswichtiges Ausfuhrprodukt darstellt, macht Nordamerika diesen den Weltmarkt streitig. Die La Plata-Länder sind mit ihren Weizen, Mais- und Getreidevorräten nur bei Mangelzeiten in U.S.A. willkommene Lieferanten, stehen aber sonst — dies gilt auch für das argentinische Fleisch — in hartem Wettbewerb mit den nordamerikanischen Farm-erzeugnissen. Die strukturellen Voraussetzungen der Volkswirtschaften in Nord- und Südamerika sind keineswegs so, daß sie einem natürlichen Jneinandergreifen entsprechen. Es gibt, da sie zum Teil gleichartige Waren erzeugen, sogar sehr beträchtliche Reibungsflächen und Interessenverschiedenheiten, wie man sie im deutsch-iberoamerikanischen Gütertausch nicht findet.

Da die europäischen Absatzländer, und hier vor allem Deutschland, für die süd- und mittelamerikanischen Staaten heute wie in Zukunft eine aus-

## Tanz ums Pulverfaß

Kriegsgerüchte schwirren wieder einmal durch die Welt. Wird Deutschland marschieren? Sollen wir den Präventivkrieg wagen? — Das sind Fragen, die heute überall erörtert werden. Die verhetzten und nervösen Völker und Regierungen inszenieren einen sinnlosen und verbrecherischen Tanz um das Pulverfaß. Den deutschen Standpunkt hierzu hat Rudolf Heß in seiner Rede vor den oftmarktischen Parteigenossen ausgesprochen, als er sagte: „Wir haben den Glauben, daß auch diesem neuerlichen und unverantwortlichen Treiben es nicht gelingt, den Frieden zu brechen. Wir glauben an eine höhere Gerechtigkeit, die nicht zulassen kann, daß von neuem Krieg in die Welt gebracht wird, ein grauenhafter Krieg mit unaussprechlichen Folgen, der blühende Gebilde zu trostlosen Wüsten macht, Millionen Menschen hinschlachtet oder zu Krüppeln werden läßt, ein Krieg, der nur einen Sieger kennen würde: den Bolschewismus. Wir hoffen, daß auch weiterhin noch soviel Vernunft in der Welt vorhanden ist, dies zu verhindern. Wie dem aber auch sei, Deutschland hat auf alle Fälle vorgesorgt, daß sein Frieden nicht nur von der Vernunft anderer abhängig ist. Die Welt weiß, daß Deutschlands Frieden gesichert ist durch eine Wehrmacht stärker denn je, gesichert durch die Wehrmacht eines Reiches, an dessen Spitze wohl-gemerkt Adolf Hitler steht. Wir haben auch den Glauben, daß eine höhere Gerechtigkeit alle Unschlüsse gegen den Frieden letzten Endes auf die moralisch Schuldigen zurückwirft. Wir wissen, daß ein gütiges Geschick mit dem Führer war, ein Geschick, das alle Versuche seiner Gegner, ihm Schaden zuzufügen, immer wieder zu seinen Gunsten ausschlagen ließ. Wir haben den Glauben, daß auch künftig dieses günstige Geschick mit ihm sein wird. Wir haben den Glauben, daß, was auch seine Gegner künftig gegen ihn erdenken mögen, alles schließlich nur beiträgt, den Führer und sein Deutschland zu stärken. Das Schicksal ist mit dem der reinen Willens ist und nicht kapituliert vor der Macht des Bösen. Der Führer ist reinen Willens, und er wird nicht kapitulieren.“

## Putz gemacht

### Das Wichtigste der Woche

17. August. — Die Vorschläge der Prager Regierung zur Regelung der Nationalitätenfrage in der Tschechoslowakei wurden von den Vertretern der Sudetendeutschen Partei zurückgewiesen. Die tschechischen Vorschläge standen im direkten Gegensatz zu den bekannten Karlsbader Forderungen Konrad Henleins. Nunmehr ist in den Verhandlungen eine Pause eingetreten, nach deren Abschluss man die Vermittlungsaktion Lord Runcimans erwartet.

Der in Deutschland zu Besuch weilende Generalstabschef der französischen Luftwaffe, General Vuillemin, besichtigte die bedeutendsten deutschen Flugzeugwerke und hatte Gelegenheit, sich an Hand von Vorführungen von dem hohen Stand der deutschen Luft-

# Prager Mysterium

## Der Entwurf des Nationalitätenstatuts

Die Tschechoslowakei, die schon rein äußerlich eine höchst merkwürdige, unnatürlich wirkende Gestalt hat, ist, wie bekannt, eine Bastardgeburt des Friedens von Trianon. Dieses Friedensdiktat verfolgte, ebenso wie die Diktate von Versailles und St. Germain, ausschließlich den Zweck, das durch den Sieg im Weltkrieg gewonnene, moralisch aber nicht gerechtfertigte Übergewicht Frankreichs für alle Zeiten zu konservieren. Diesem durchaus unidealistischen Zweck opferte man ohne Bedenken die idealistischen Prinzipien, zu deren Geltendmachung angeblich der Krieg unternommen war, diesem Zweck zuliebe opferte man vor allen Dingen das Selbstbestimmungsrecht der kleineren Völker, die durch den Krieg von der angeblich so drückenden Vorherrschaft fremder Nationen befreit werden sollten. Die Strupflosigkeit, mit der die Schöpfer der Friedensverträge das heute verbrannten, was sie gestern gepriesen hatten, offenbart sich besonders im Falle der Tschechoslowakei, dieses aus den verschiedensten, in geschlossenen Siedlungsgebieten wohnenden Nationalitäten zusammengefügte „künstliche Staats“, dessen Unnatur durch die Tatsache vergrößert wird, daß in der Tschechoslowakei die einzelnen Nationalitäten nicht die gleichen Rechte haben, sondern daß hier ein Volk, das tschechische, das nur die Hälfte der Gesamtbevölkerung bildet, die anderen Nationalitäten dieses Staates uneingeschränkt beherrschen darf.

Die für die Gründung der Tschechoslowakei verantwortlichen Staatsmänner der im Weltkrieg alliierten und assoziierten Mächte und die von ihnen bestimmten Teilnehmer der Völkerkonferenz waren sich schon 1919 klar darüber, daß sie ihr Werk nur unter Preisgabe des Rechtes der Selbstbestimmung vollenden könnten. Sie haben auch sehr wohl vorausgesehen, daß das Unnatürliche, das Gezwungene der ganzen tschechoslowakischen Staatskonstruktion zu dauernden Reibungen, ja sogar zu gefährlichen Spannungen führen müßte. Deshalb haben sie schon damals den neuen Herrn auf dem Hauptsitz in Prag ebenso wie den anderen Nutznießern der Friedensverträge die bindende Verpflichtung auferlegt, die im Einzelnen noch zu beschließenden Bestimmungen zum Schutze der ihnen zugeteilten nationalen Minderheiten anzunehmen und gewissenhaft zu beachten. Die Tschechen haben diese Bedingungen zwar angenommen, sie haben sogar die Gleichberechtigung aller innerhalb der tschechischen Staatsgrenzen wohnenden fremden Volksgruppen in ihrer Staatsverfassung feierlich festgelegt, aber die gewissenhafte Durchführung der Bestimmungen und die richtige Einlösung des in der Verfassung gegebenen Versprechens haben sie hinausgezögert bis auf den heutigen Tag.

Die schweren Gewitterwolken, die den politischen Horizont in diesem Sommer so häufig verdunkelt haben, sind die Auswirkungen der ungesunden Spannung gewesen, die durch die Nichterfüllung der gegebenen Zusagen und durch die jahrelange Drangsalierung der Minderheiten seitens der tschechischen Herrenvolkes entstanden sind. Freundschaftliches Zureden hat die Tschechen in den letzten Jahren seit dem Weltkriegsende niemals veranlassen können, ihr Wort einzulösen, erst der Zwang der Umstände und nicht zuletzt der entschiedene Druck Englands hat die Tschechen dazu bringen können, eine Regelung des Minderheitenproblems ernstlich ins Auge zu fassen und die Grundsätze, die sie selbst bei dem Aufbau des Staates anwenden wollten, schriftlich festzulegen. Aber trotz des englischen Drucks hat es noch lange, bis zur Abreise des englischen Schiedsrichters und Beraters Runciman nach Prag, gedauert, bis die Prager Regierung sich entschloß, die Hauptstücke des neuen „Nationalitätenstatuts“ indirekt, d. h. auf dem Wege über mehrere beeinflusste Zeitungsansätze, bekannt zu geben. Schon diese tropfenweise Veröffentlichung, diese fast schamhaft anmutende Art der Bekanntgabe des „Nationalitätenstatuts“ war merkwürdig genug, aber der Inhalt dessen, was man so schrittweise erfuhr, war es nicht minder. Das eigentliche Nationalitätenstatut enthält drei Einführungsartikel und dreizehn Hauptstücke, die sich mit allen möglichen Problemen, mit der Gleichheit aller Staatsbürger, mit ihrer Beteiligung an Verwaltungsapparat, mit ihren kulturellen Rechten und ähnlichen schönen Dingen beschäftigen.

Was nützt es jedoch den Minderheiten praktisch, wenn die in der Verfassung bereits gegebenen Bestimmungen über die Gleichberechtigung aller (einzelnen) Staatsbürger ohne Unterschied der Nationalität, Sprache, Rasse oder Religion noch einmal zusammengefaßt werden. Diese Bestimmungen stehen schon seit zwanzig Jahren auf geduldigen Papier, deshalb wird man nicht ohne weiteres bereit sein, jetzt, nachdem sie auf neues Papier geschrieben sind, an ihre größere Durchschlagkraft zu glauben.

Wer die Paragraphen des Prager Nationalitätenstatuts nur oberflächlich liest, und das tut bei langen juristischen Ausführungen fast jeder, wird sich vielleicht sagen: „Na, es scheint ja etwas Brauchbares in diesem Werke zu stecken“. Offenbar hat die Regierung in Prag die oben gekennzeichnete, vom Ueblichen stark abweichende Art der Veröffentlichung des Nationalitätenstatuts gewählt, um den flüchtigen Leser günstig zu stimmen und ihn über die vielen versteckten Fugänge und Fallstricke, die der Gesetzentwurf tatsächlich birgt, hinwegzutäuschen. Die Grundsätze stehen nämlich gar nicht so klar und unbedingt da, wie es eigentlich sein müßte. Bei allen trifft man auf eine bedenkliche Einschränkung. Alle sollen nämlich nur „in der Regel“ gelten. Neue Beamte

oder Angestellte für staatliche Einrichtungen, beziehungsweise jedoch nur für solche Einrichtungen, die „ausschließlich den Bedürfnissen der Bevölkerung einer bestimmten Nationalität dienen“, sollen „vor allem“ den Rechten der betreffenden Nationalität entnommen werden. Bei der Aufnahme neuer Beamter in den zivilen Staatsdienst sollen die nationalen Minderheiten „soweit dem nicht der Mangel an geeigneten Bewerbern entgegensteht“ ihrem Bevölkerungsanteil gemäß berücksichtigt werden. So ist es in allem. Das „in der Regel“, das „vor allem“ und die anderen Vorbehalte öffnen der Willkür von neuem die Tür, die man doch endgültig zubauen wollte. Die entscheidende Forderung nach Anerkennung der Volksgruppen als Träger der Volksrechte und einer entsprechenden inneren Einteilung des Staates ist übergangen. Die geplanten, gewählten Provinzialregierungen könnten, da die bisherigen Landesbehörden mit noch dazu erweitertem Zuständigkeitsbereich bestehen bleiben, nur eine schemenhafte Bedeutung haben. Auch die sonstigen Forderungen der Minderheiten, die, wie man aus allem schließen muß, nach dem Prager Nationalitätenstatut auch künftig „Minderheiten“ bleiben sollen, werden durch dieses Dokument nicht erfüllt. Es ist deshalb nicht erstaunlich, wenn die Minderheiten schon am Tage des Bekanntwerdens geschlossen das Statut abgelehnt und ein „gemeinames und grundständiges Abspalten des Problems auf völlig neuer und brauchbarer Grundlage“ verlangt haben. Aber nicht nur die Betroffenen, sondern auch das Ausland hat sich über das Statut so sehr gewundert, daß die Prager Regierung sich veranlaßt sah, von dem Statut, das sie auf ein merkwürdiges Art publiziert hatte, auf noch viel merkwürdigere Art wieder abzurücken. Am 28. Juli, drei Tage nach der Veröffentlichung, gab das tschechoslowakische

Pressebüro eine Mitteilung heraus, die zwar die Richtigkeit der Auslassungen an sich nicht bestritt, sondern die nur besagte, das veröffentlichte Material gäbe kein vollständiges Bild, man arbeite in den Ministerkanzleien noch am Statut und es sei deshalb nicht angängig, schon jetzt ein endgültiges Urteil über das Ganze zu fällen. Diese Mitteilung hat in Minderheitentreisen die größte Verwunderung ausgelöst. Die Sudetendeutsche Partei hat sofort festgestellt, daß es sich bei den mysteriösen Veröffentlichungen tatsächlich um wesentliche Teile des Regierungsvorschlages handele, der den sudetendeutschen Abgeordneten am 30. Juni 1938 amtlich überreicht worden sei. Die parteiamtliche Verlautbarung fährt dann fort: Die heutige amtliche Mitteilung könnte nur den Sinn haben, daß nunmehr die Regierung die bereits der Sudetendeutschen Partei übergebenen Vorschläge nicht mehr als gültig betrachtet und neue Vorschläge unterbreiten will. Hiermit ist der Abbruch der Sudetendeutschen Partei aber bis jetzt nichts bekannt.

Was soll denn das Ganze? Die Prager Regierung hat selbst die Hauptpunkte ihres Nationalitätenprogramms veröffentlicht, wenn auch in einer Form, die für die führenden Männer nicht verpflichtend zu sein schien. Drei Tage später ließ sie erklären, die Veröffentlichung sei nicht als authentisch zu betrachten. War die Veröffentlichung ein Versuchsalon, wollte man auf diese Weise das Echo der Welt erfahren? Haben die Gegenänderungen der Welt, die auch in den befreundeten Staaten für die Tschechen nicht günstig waren, die Regierung in Prag veranlaßt, ihr eigenes Kind zu verlegen? Werden sie das, worauf es ankommt, nun endlich einsehen und dementsprechend handeln? Die Tschechen haben in den letzten Monaten eine Verschleppungstaktik ohnegleichen getrieben. Sie haben die unmöglichsten Advokatenkünste angewandt, um die absolut notwendige Lösung der Minderheitenfrage hinauszuzögern. Vielleicht sind auch die geheimnisvollen Publikationen und ihre nachherige Einschränkung weiter nichts als ein Advokatenkniff.

## Juden und Päpste

Von Wolf Dieter Langen, Rom.

Die Rassenlehre des Faschismus, deren erste praktische Folgerung die Errichtung der Generaldirektion für Rassenpolitik und Rasse bei dem italienischen Innenministerium ist, setzt in der italienischen Publizistik eine Fülle von Untersuchungen über Rassenfragen und insbesondere über das jüdische Problem. Unterstrichen wird in den meisten Fällen, daß die italienische Rassenlehre rein biologischen Charakters ist und nicht zu Religion und Philosophie in Beziehung gesetzt werden kann. In diesem Sinne wird häufig betont, daß das italienische Rassenkonzept nicht von dem Gedanken ausgehe, daß es höhere und niedrigere menschliche Rassen gibt, um hinzuzufügen, daß der biologische Faktor allein nicht ausschlaggebend sei, da „dieser Typus“ von hohen moralischen und psychologischen Werten ist, die der letzte Ausdruck einer dreitausendjährigen Kultur sind ... („Messaggero“). Vielfach wird der Gedanke geäußert, daß die Rassenlehre in erster Linie von der Religion bekämpft werden, „die fürchtet, in ihren die Verneinung der Einheit des Menschengeschlechtes und eine Gefahr für das alles — (ohne Unterschied der Rasse) — gemeinsame Gewissen zu sehen“.

Was diesen Gedanken angeht, so stellt „L'Espresso“ in seiner Untersuchung „Rom und die Juden“ fest, daß es in Rom immer einen Antisemitismus gegeben hat, solange Juden in Rom waren. Die Zeitung begründet dies an Hand von Äußerungen, Verwaltungsmagnahmen und Edikten römischer Kaiser (Antonius, Pius, Claudius, Tiberius usw.)

wie zugleich an Hand der von römischen Historikern überlieferten Erlässungen, unter denen sich Ovid, Tacitus, Sweton, Cicero usw. befinden. Das Urteil der römischen Geschichtsforscher ist dabei ebenfalls eindeutig gegen die Juden wie die Maßnahmen der Kaiser, die die Juden schubweise aus Rom auskürzten, nach Sardinien verbannten oder ihre angestammten Rechte einschränkten. Diese antisemitische Linie Roms: „Der Antisemitismus entstand in Rom mit dem ersten Erscheinen der Juden in Rom und dauerte mit schwankender Wirksamkeit, solange Juden in Rom waren“, läßt sich nach der Untersuchung des „Espresso“ auch in der Haltung der Kurie feststellen. Die Doktrin: Die Kirche erstrebt den Uebertritt der Juden zum Christentum, sie macht keine Rassen-, sondern nur Glaubensunterschiede, sie teilt mit den Juden die Ueberlieferungen, ist jedenfalls von einer Reihe von Päpsten — nicht so sehr theoretisch, wie praktisch durch Kirchengesetze — häufig bekämpft worden. Daran beteiligten sich nach dem Zeugnis der jüdischen Zeitung auch die Heiligen der katholischen Kirche, so daß Augustin die Juden als Fälscher geißelte, Chrysostomus sie die Menschen der verwerflichen Taten nannte und Sylvester sie verfluchte. Die Haltung der Päpste gegenüber dem Judenproblem war unterschiedlich, aber für die wechselnde Linie der Kurie bezeichnend. Paul III. begabte sie mit Privilegien, Paul IV. erkannte diese Privilegien sofort nach seiner Thronbesteigung den Juden ab und ließ scharfe Verbote gegen die Juden ergehen, Pius IV. restaurierte die Juden, Sixtus V. ließ



Ueberreichung des höchsten deutschen Ordens an Henry Ford. — Bei dem großen Bankett zu Ehren von Henry Ford an dessen 75. Geburtstag überreichte der deutsche Konsul Kapp aus Cleveland in Begleitung des Leiter Konjunktursprechers Konsul Heiler dem Jubilar das ihm vom Führer verliehene Großkreuz des Ordens vom Deutschen Adler.

den Herzog von Parma einkerkern, da er gegen die rassistischen Gesetze durch Verkehr mit Juden verstieß, usw. Nicht von einer weltlichen Macht, sondern vom Vatikan stammen die genauesten Bekleidungsanordnungen für die Juden, die den Juden als solchen sofort erkennlich machen sollten. Paul IV. führte das gelbe Tuch für die jüdischen Frauen ein und stellte sie juristisch den Prostituierten gleich. Er verbot, daß Juden mit dem Titel „Herr“ angesprochen wurden. Er schloß sie von verschiedenen Arten des Handels aus, während bischöfliche Verordnungen in den einzelnen Bistümern den Juden aufs strengste Getreide- und Eisenhandel untersagten. Die von anderen Päpsten geförderte Politik des Uebertritts der Juden zum Christentum wurde praktisch unterdrückt.

Die Ehe zwischen Christen und Juden war unmöglich, das Konkubinat wurde streng bestraft, wofür aus der Geschichte Roms unter den Päpsten sehr zahlreiche Beispiele vorliegen. Urban VIII. verbot es aufs strengste und bezeichnete es als „skandalös und unzulässig“, daß ein Papst Juden in Audienz empfing und die Juden dem Papst die Knie küssen durften. Er erlaubte nur, daß die Juden die Stelle mit den Lippen berühren durften, wo sein Fuß gestanden hatte. Andere Päpste ordneten bei Strafe mit der Galere an, daß kein Jude in einer Kutsche fahren durfte und die Mehrzahl aller Päpste hielt entschlossen daran fest, daß die Juden in Rom im Ghetto bleiben und ihnen jeglicher Luxus untersagt blieb. Die Folgerung, die sich berechtigt aus dieser Untersuchung ziehen läßt, besagt, daß die Haltung des Vatikans gegenüber dem jüdischen Problem außerordentlich unterschiedlich war, eine feste Norm nicht bestand und die jeweilige Politik der Kirche sich im wesentlichen nach der persönlichen Einstellung des jeweiligen Papstes richtete. Es ist dementsprechend unmöglich zu sagen, daß etwa die gegenwärtige These des Vatikans für die Kirche hindender sei als etwa für Papst Paul IV., der die jüdenfeindliche Einstellung seines Vorgängers scharf unterstrich.

## Deutschlands größtes Logenmuseum

Im ehemaligen Nürnberger Logengebäude „Josef zur Einigkeit“ wird gegenwärtig das größte Freimaurer-Museum Deutschlands eingerichtet, das am Reichsparteitag eröffnet werden soll. Auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, wird es den Besuchern zeigen, wie weitverbreitet das Logensystem in Deutschland war und was hinter verschlossenen Türen vor sich gegangen ist.

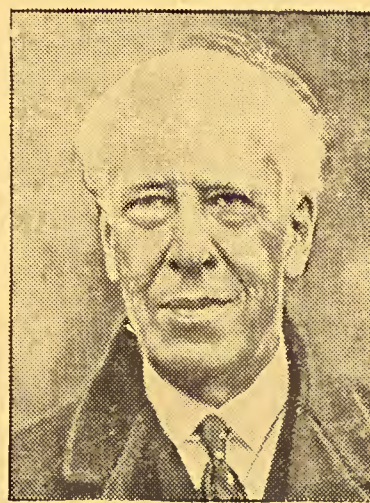
Es ist ein wahrhafter Spuk bei hellstem Tage, was sich auf der Hallenwiese in Nürnberg ereignet. Da werden leibhaftige Totengerippe in ein düsteres Haus geschleppt, aus Kisten glohen bleiche Menschenköpfe hervor und einige Zaungräber hatten sogar beobachtet, daß Männer einen Sarg, in dem ein mumifizierter Körper lag, behutlos von einem Wagen hoben und hinter dem Haus vergraben ließen. Sie trugen dabei keineswegs eine Leichenbitterne zur Schau, im Gegenteil, sie lachten über ganze Gesicht, als die Neugierigen vor diesem seltsamen Transport erschreckt zurückprallten. Sie lachten aber auch über den Unsinns, der all diesen Requisiten der Freimaurerlogen anhaftet, zu denen sie keine Beziehung finden können.

Diese Gegenstände sollen nun keineswegs in Kellern und Kuppelfammern ein verregenes Dasein führen, sondern ein Museum füllen, das dem Besucher einen Einblick in die Geheimnisse dieser Männerbünde gibt, die das Dritte Reich als ungesund und volksverderbend mit Stumpf und Stiel ausgerottet hat. Wenn zu Beginn des Reichsparteitages Deutschlands größtes Freimaurer-Museum fertiggestellt sein wird und Tausende von Besuchern diese merkwürdige Sammlung betrachten werden, dann haben sie die Gewissheit, hier nur Originalstücke aus den bekanntesten deutschen Logen ausgestellt zu sehen, wie überhaupt das Mu-

seum auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut werden soll. Man könnte keinen besseren Platz für diese Sammlung finden als gerade das Gebäude auf der Hallenwiese, in dem einst die Nürnberger Loge „Josef zur Einigkeit“ ihren Sitz hatte. So brauchen die meisten Räume nur ein wenig aufgeräumt werden, während andere für bestimmte Ausstellungszwecke entsprechend umgestaltet werden müssen. So wird ein Saal nach dem Original der Loge „Harmonie im Orient Chemnitz“ in einen salomonischen Tempel verwandelt, ein zweiter als Innenraum eines sogenannten „Inneren Orients“ hergerichtet, wie ihn die „Mutterloge zu den drei Weltkugeln“ in Berlin für ihre Zwecke brauchte. Das Hauptstück bildet darin das große goldene Jehova-Kreuz. Im obersten Stockwerk werden der Arbeitsaal, auch „Johannes-Tempel“ genannt, der Vorbereitungsraum und der Meisteraal untergebracht; im Zwischengeschloß befindet sich ein Tempel des fünften Grades der „Andreas-Maurerei“, während die übrigen Räumlichkeiten zahlreiche Einrichtungsgegenstände, Werkzeuge und Symbole, wie Schwerter, Skelette, Schürzen von Meistern der verschiedenen Grade, Winkelmäßig und Zirkel, Hammer, Nivellierstab usw. bergen werden.

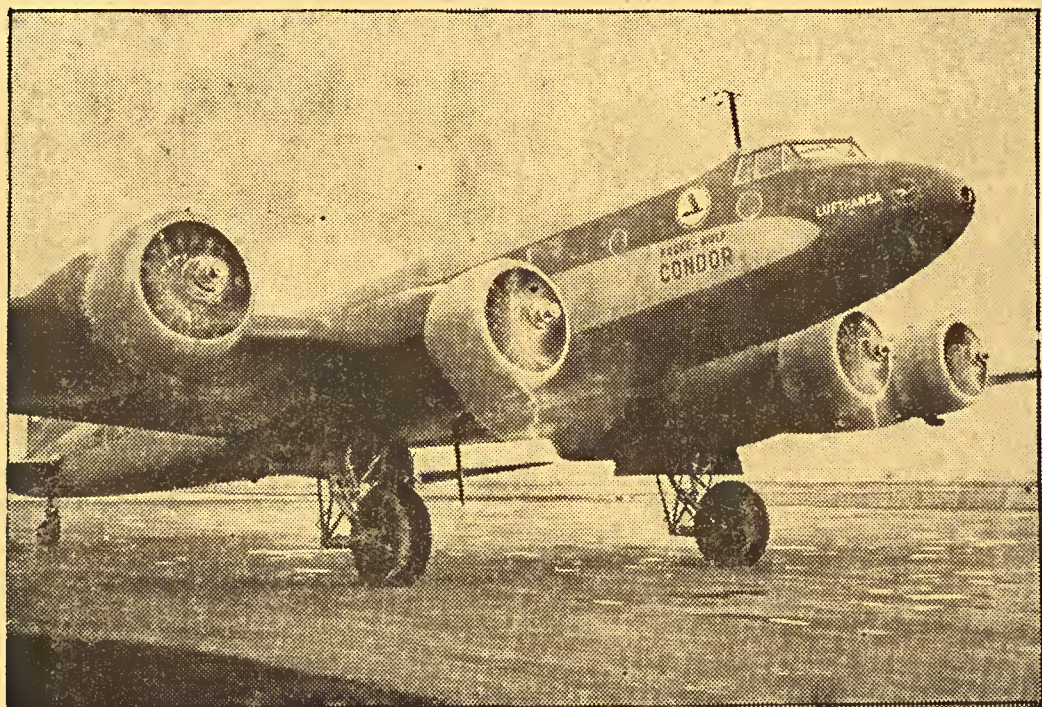
In zahlreichen Vitrinen und Schaukästen werden Schriftstücke und Dokumente aus den Archiven der ehemaligen deutschen Logen ausgestellt, die den Beweis liefern sollen, wie eng die Freimaurerei Deutschlands mit den Großlogen der Welt zusammengeknüpft hat und wie stark in allen Bräuchen das jüdische Moment hervortrat. Ein Kartensaal, dem ein Vorratsraum mit 150 Stühlen angegliedert ist, zeigt noch in besonderer die Organisation des Welt-Freimaurertums auf. So wird wieder neues Leben in das Haus des „Josef

zur Einigkeit“ einziehen, freilich in einer anderen Form, wie es sich die Logenbrüder von einst gedacht haben.

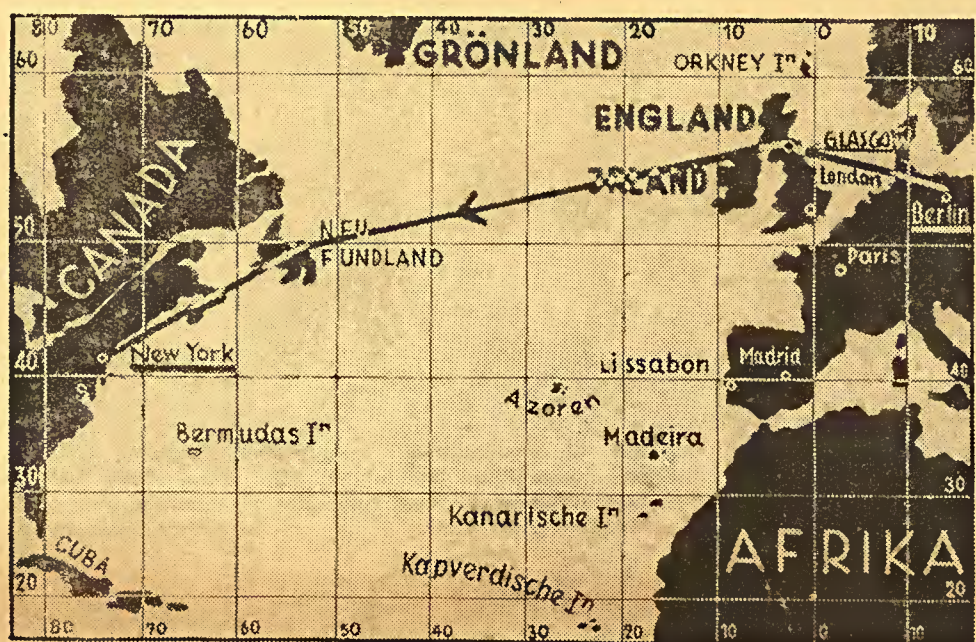


Konstantin Stanislawski †. — Der berühmte russische Schauspieler und Regisseur, Konstantin Stanislawski, einer der bekanntesten Theaterkünstler des alten Rußland, ist im Alter von 73 Jahren in Moskau gestorben. Er war genau wie der russische Sänger Feodor Schaljapin in den Diensten der Sowjets gezwungen worden. Während es Schaljapin jedoch nach einigen Jahren gelang, zu fliehen, mußte Stanislawski bis kurz vor seinem Tode sämtliche „Ehrungen“ der Sowjets entgegennehmen.

# DIE BILDER DER WOCHE



Großflugzeug von Berlin nach U.S.A. — Zum erstenmal in der Geschichte der Luftfahrt startete ein Flugzeug zum direkten Flug von Berlin nach Amerika. Es ist ein deutsches viermotoriges Flugzeug vom Typ Focke-Wulf-„Condor“.



Diese Strecke durchflog der Condor.



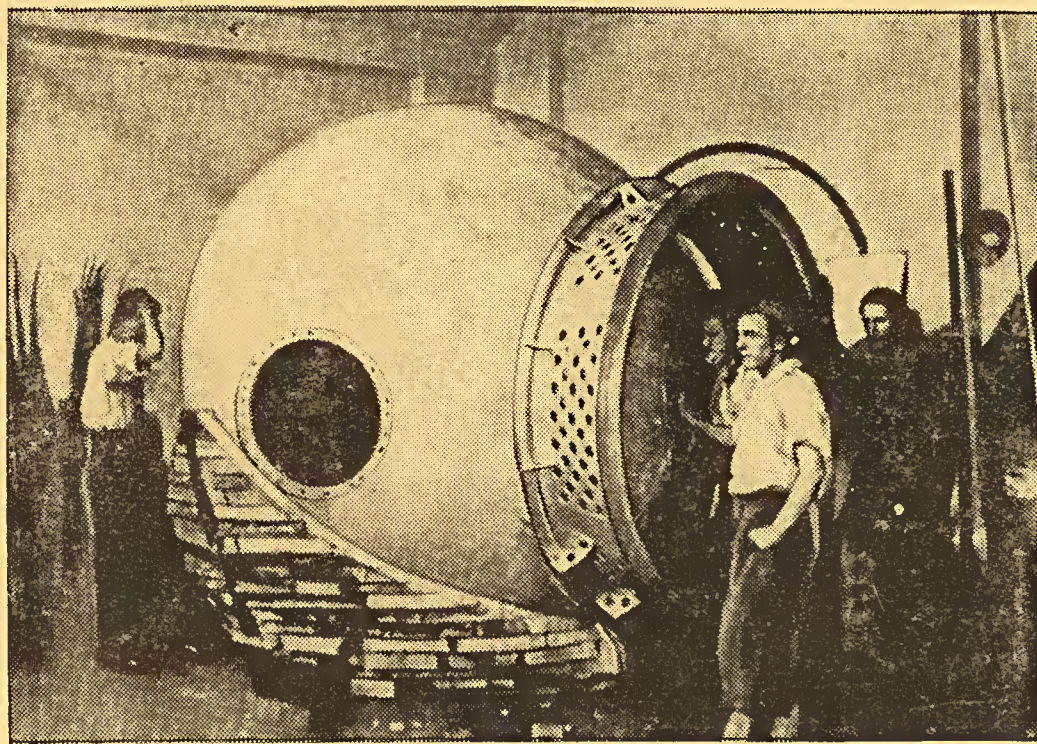
New York—Berlin in 19 Stunden, 54 Minuten. — In strömendem Regen landete die Focke-Wulf-Verkehrsmaschine Fw 20 „Condor“, aus New York kommend, fahrplanmäßig am 14. August um 9.57 Uhr auf dem Flughafen Tempelhof. Das Flugzeug war vom Floyd-Bennett-Flugplatz am 13. August um 14.03 MEZ gestartet. Den Fliegern wurde ein begeisterter Empfang zuteil. — Unser Bild zeigt einen Teilausschnitt von dem Empfang der Flieger auf dem Flughafen Tempelhof in Berlin.



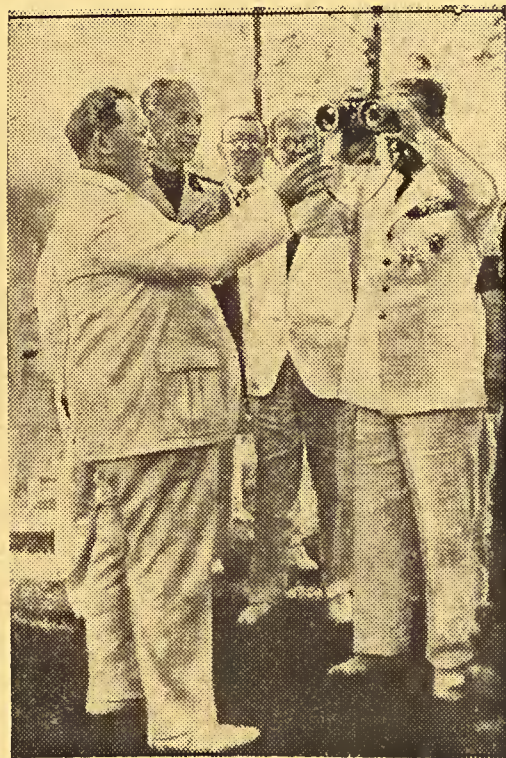
Sie steuerten den Condor über den Ozean. — Links und rechts: Die beiden Piloten Flugkapitän Hente und Hauptmann von Moreau. In der Mitte: Oberfunker Kober (links) und Funkmaschinist Dierberg (rechts).



Marshall Balbo verläßt Berlin. — Marshall Balbo verließ am 15. August die Reichshauptstadt, um sich wieder nach Italien zu begeben. — Unser Bild zeigt: Marshall Balbo (rechts) verabschiedet sich auf dem Flughafen Staaken von General der Flieger Milch.



Vor einem polnischen Stratosphärenflug — In aller Stille haben die Polen einen Stratosphärenflug vorbereitet, bei dem diese Gondel benutzt werden soll. Der Start ist im September vorgesehen.



Luftmarschall Balbo in Karinhall. — Der italienische Luftmarschall, Italo Balbo, war auch bei Hermann Göring in Karinhall zu Gast. Auch die Behandlung weidmännischer Fragen kam nicht zu kurz.

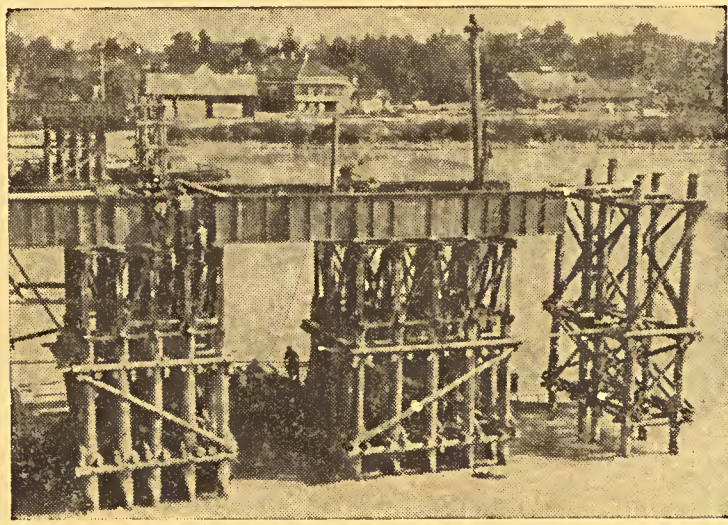


Links:

Achtung! Hier geht's zur Regattastrecke! — In Breslau, der Stadt des Deutschen Turn- und Sportfestes, sind luftige, hölzernen Wegweiser aufgestellt, die die Besucher zu den einzelnen Kampfstrecken führen.

Rechts:

Erste Autobahnbrücke Österreichs im Bau. — Bei Tulln wird die erste Autobahnbrücke in Österreich gebaut. Diese Brücke führt über die Donau. Da die Brücke am 1. Oktober dieses Jahres dem Verkehr übergeben werden soll, wird Tag und Nacht an diesem Bau gearbeitet.



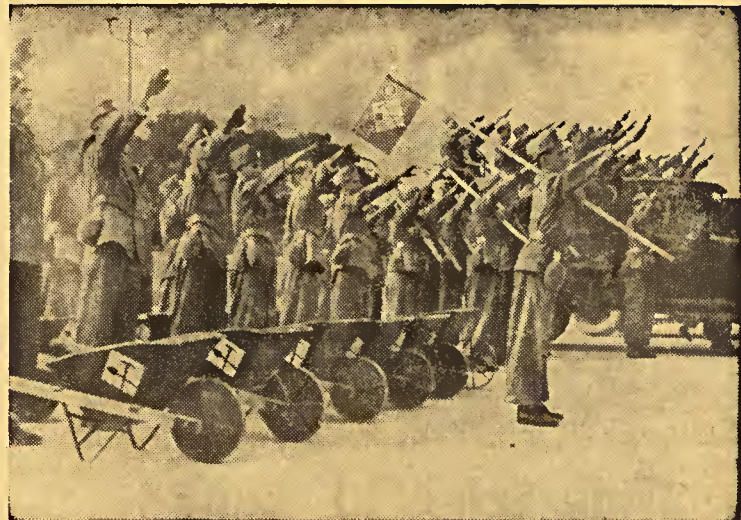


Links:

Kampf um die Handball-Weltmeisterschaft. — Im Juli fand in Berlin der Endkampf um die Handball-Weltmeisterschaft im Olympiastadion statt. Sieger wurde die deutsche Mannschaft mit 23:0 gegen die Schweiz. — Unser Bild zeigt die deutsche Weltmeisterschaftsmannschaft bei der Morgenarbeit.

Rechts:

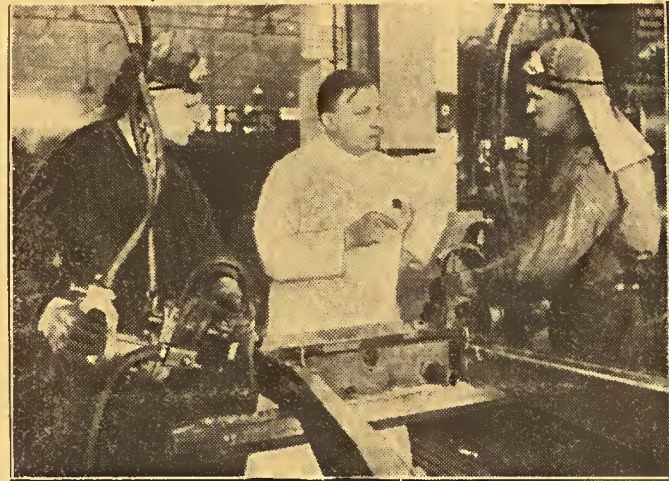
Deutschland als Vorbild. — In fast allen europäischen Staaten hat das deutsche Beispiel Schule gemacht: Der Arbeitsdienst marschiert und gewinnt durch die Jugend der Völker Neuland. — Unser Bild zeigt eine Abteilung des griechischen Arbeitsdienstes, zum Appell antretend.



Vorbildliche Landarbeitersiedlung. — Das Reichsheimstättenamt der Deutschen Arbeitsfront will jeden deutschen Werktätigen, insbesondere den Industriearbeiter durch eine Heimstättenbildung (Siedlungshaus mit ca. 1000 qm zu bewirtschaftenden Grund und Boden) wieder bodenständig machen. Vorbedingung ist Siedlungswürdigkeit des deutschen Werktätigen. Der von dem Reichsheimstättenamt gegründete Deutsche Siedlerbund umfasste schon im letzten Jahre 160 000 Mitglieder und verfügt über eine große Anzahl von Siedlerstellen.



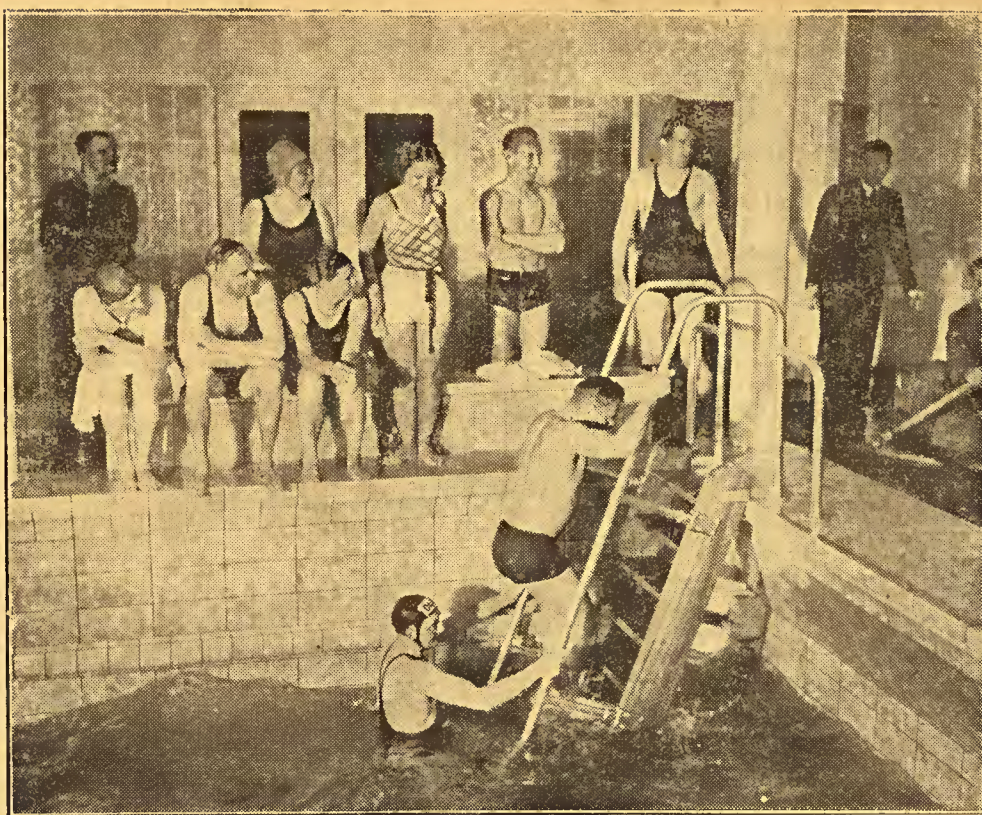
„Sauberer Waschrann in den Betrieben“ — Das Amt „Schönheit der Arbeit“ der NSG. „Kraft durch Freude“ (Deutsche Arbeitsfront) hat neben Parolen wie „Gutes Licht in den Betrieben“, „Warmes Essen in den Betrieben“, „Schafft saubere Arbeitsräume“ auch obige Parole herausgegeben. Nicht nur der Groß-, sondern auch der Mittel- und Kleinbetrieb soll im Rahmen der wirtschaftlichen Möglichkeit für seine Gefolgschaftsmitglieder für saubere Waschgelegenheiten sorgen. Brausen erfrischt den Körper und stärkt ihn nicht nur körperlich, sondern auch seelisch für weitere Arbeit.



Merzliche Betreuung in den Betrieben. — Eine DKF-Parole des Jahres 1937 lautet: „Merzliche Unterfuchung in den Betrieben, um die Gesundheit des Werktätigen zu gewährleisten.“ Vorbeugen von Krankheiten heißt die Lösung. Im Jahre 1937 wurden 620 000 gesundheitliche Untersuchungen von Gefolgschaftsmitgliedern mit eingeleiteter Behandlung im Krankheitsfall vorgenommen. 2900 tätige Betriebsärzte standen zur Verfügung und 2800 Neuanlagen für Gesundheitsräume wurden in den Betrieben errichtet.



Taucher spricht vom Grunde des Sees. — Anlässlich der 15. Großen Deutschen Rundfunkausstellung überraschte der Deutschlandsender mit einer „Konferenz-Schalung“. Ein Sprecher auf der Antenne führte mit einem Taucher auf dem Grunde des Wannsees bei Berlin ein Gespräch. — Unser Bild zeigt den Taucher vor Beginn der Sendung am Wannsee.



Schwimmbad auf dem KdF-Schiff „Wilhelm Gustloff“. — Die KdF-Dampfer sind klassenlose Schiffe und es stehen allen Volksgenossen familiäre Räume und Einrichtungen eines solchen KdF-Schiffes zur Verfügung. Die Einrichtung des „Wilhelm Gustloff“ ist nicht primitiv, sondern genau so „luxuriös“ wie auf einem großen Luxusdampfer.



Ein ideales Kleinflugzeug. — Das war fein! ... Mit diesen Worten steigt der kleine Fluggast aus dem Kleinflugzeug der deutschen Siebel-Werke. Die Type „Hummel“ ist ein neues ideales Flugzeug für Lehrzwecke. Die Sitze liegen nebeneinander. Die Maschine verbraucht weniger als 10 Liter für 100 km. Kurzer Start und geringe Landegeschwindigkeit sind weitere Vorzüge.

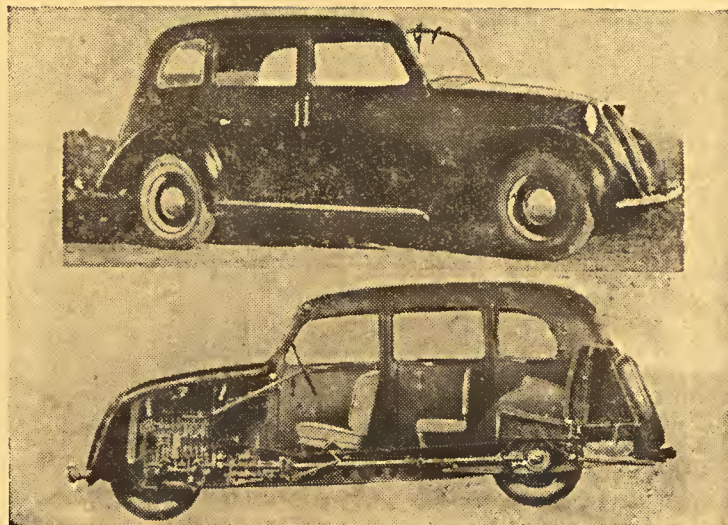


Links:

Das fahrbare Krankenhaus. — Der Vorderanhänger enthält die Sterilisationsanlage, der zweite Anhänger einen Unverbringungsraum für den Kranken und den Operationsraum mit einer Verbindungsbrücke zum Röntgenraum. — Unser Bild zeigt den Krankenhauszug.

Rechts:

Auch Italien baut einen „Familienwagen“. — Die Fiat-Werke bringen einen „Familienwagen“ heraus. Der Wagen ist ein stromlinienförmiger Sechssitzer mit einer Stundengeschwindigkeit von 100 km bei einem Benzinverbrauch von 9 Liter pro 100 km. — Unser Bild zeigt den neuen italienischen „Familienwagen“.



# An der Wiege der Turnkunst

Als Deutschlands Jugend sich zu den Leibesübungen bekannte + Von Friedrich Wilhelm Schmidt

Millionen finden heute Kraft und Lebensfreude im Sport und Spiel. Millionen stehen im Bann des sportlichen Wettkampfes und füllen sich in die Gesetze gemeinschaftlicher Leibesübungen im Turnen und Sport. Und wie klein begann doch ein Werk, das im völkischen Aufbau der Deutschen und darüber hinaus im Bestand der Rassen und Nationen heute nicht mehr entbehrt werden kann! „Wie so viele

Dinge in der Welt, hat auch die deutsche Turnkunst einen kleinen unmerklichen Anfang gehabt“, so schreibt Friedrich Ludwig Jahn in dem wertvollsten Turnbuch Deutschlands, in „Die deutsche Turnkunst“, herausgegeben 1816 von Jahn und seinem Freund Eßelen. Es war die Zusammenfassung und feste Begründung einer jahrelangen Turnarbeit in der Hasenheide, die schon 1810 begann.

einige Augenblicke auf bloßem Boden aus, bis das Feuer erlosch; dann gingen wir über betaute Wiesen zur Stadt, um gegen 7 oder 9 Uhr umwandeln bei Schleiermacher in der Kirche zu sein. Und zwar dies alles ohne allen Zwang, aus innerstem, freiestem und frohestem Drange.“

Gar manches modern scheinendes Turngerät können wir schon auf Jahns Turnplatz wiederfinden. Da gab es den „Klimmel“, ähnlich unserer Gitterwand heute, den geschäfteten „Ger“ und einen beweglichen „Pfahlskopf“ als Wurfziel. Ganz neu aber muten das „Hangelreiß“ an, das „Nackenziehsell“ für Ziehkämpfe und der „Kraftmesser“, eine mit Gewicht beschwerte Stange, vergleichbar unserem Gewichtheben.

Es gab also Geräte genug und Mangel an Beschäftigung nie. Im Ablauf des Turnnachmittages selbst unterschieden die Turner die Turnfär, die Turnkraft oder den Tie und die Turnschule. Auf dem Tie gab es Wasser und trocken Brot zur Ausruhpause. Hier wurden Fragen der Nation und des Geschlechts in Turnergemeinschaft besprochen und ein Wille gefügt: hier hingen die Tafeln der Übungen für die bald beginnende Turnschule aus, den letzten Teil des Turnnachmittages, um besprochen zu werden.

Junge Menschen aus allen Ständen und Schichten, mit verschiedenen Bildungs- und Charakteranlagen, traten unter einem Befehl, fügten sich unter das Gesetz des Turnertums, und ihnen gilt

terte das Herz, wenn sie nach unbedachter Tat oder ungehörigem Wort aus Jahns Mund das tadelnde Wort hören mußten: „Willst du ein Turner sein und sprichst und tust solches?“ Tugend, sam und tüchtig, rein und ringfertig, feuch und kühl, wahrhaft und wehrhaft sei des Turners Wandel, so verlangte es eins ihrer Gesetze.

Bezeichnend ist da eine Anekdote von Jahn und dem Schusterjungen; Jahn hat sich ausdrücklich dazu bekannt. 1812 war das Brandenburger Tor ohne die von Napoleon nach Paris entführte Siegesgöttin und ohne das Viergespann. Jahn beobachtete einen Jungen, den er kannte. „Wo ist die Viktoria geblieben? Was denkst du dir beim Anblick des Cores?“ fragte ihn Jahn. „Die Franzosen haben sie fortgenommen, und ich denke mir nichts dabei“, antwortete der Schusterjunge. Klatsch, schon hatte er eine „Dachtel“ weg und die Mahnung: „Du hast zu denken, daß sie wieder zurück- und aufs Brandenburger Tor kommen muß.“

„Der zum Denken Ermahnte hieß Dietrich, er trümmerte sich, aber sonst ehrlicher Knabe“, erklärte Jahn später einem Freunde gesprächsweise, und soll hinzugefügt haben: „Wenn Sie diese Geschichte nachzählen, wie sie sich wirklich zugegetragen, so reden Sie davon weder von einem Backenstreich noch von einer Mantelschelle oder Ohrfeige, sondern von einer echt deutschen Dachtel. Denn Dachtel kommt von Denken und ist also keine gewöhnliche, sondern eine Denk-Ohrfeige.“

## Was Friedrich Ludwig Jahn schrieb

In einem Brief Jahns vom 25. Juli 1811 hören wir aus Jahns eigenem Mund, der in seiner Jugend und später als Hauslehrer in Mecklenburg turnte und spielte, zum ersten Male das Wort: „Turnen“. „Es sind zwar jetzt Hundstage, aber zu tun habe ich doch genug und kann nicht einmal reisen; meine Turngesellschaft nimmt mir viel Zeit weg, denn aller Anfang ist schwer. Dazu muß die ganze Sache erst umgeschaffen werden, denn geradebrochte Kunstwörter können doch Deutsche nicht gebrauchen. Ich teile Dir hier einen Anfang unserer Kunstsprache mit: Turnen = gymnastische Übungen betreiben, vom alten Turna, Turnas, kämpfen, streiten; wovon Turnei, späterhin Turnier.“

Turner = ein Betreiber von Leibesübungen; im Oberdeutschen Turner, noch ein jetzt angehender Krieger (Tyro). Turnplatz, -plan, -feld, -zeit, -stunde, -tag, -wart, -lehrer, -meister, Vorturner; Turngesellschaft, -branch, -weise sind von selbst verständlich.“

Und da seine Turnjungen gleichsam als Ausweisarte eine bezeichnende Federmark erhalten hatten, schreibt er diese Begründung: „Eine ledernen Marke habe ich darinn gewählt, weil die Sache aufs Leder geht, und die Zahlen darauf (9. 919. 1519. 1811.) geben die Zeiträume der deutschen Turnkunst an,

1. von Hermann bis auf Heinrich den Städtebauer (der Vogler),  
2. von Heinrich bis auf Maximilian I. Tod (der letzte Ritter),  
3. bis auf unsere Zeit.“

Stolzes Turnertum, stolzes Deutschbewußtsein spricht aus diesen Zeilen, und das zu jener Zeit,

## Der Turnplatz in der Hasenheide

Jahn hatte Erfolg. Die Jugend fühlte, wie sein Herz für sie schlug; sie folgte ihm als ihrem Meister. Nach seinem Willen baute sie 1811 mit ihm die Hasenheide auf, grub die notwendigen Gräben, errichtete die einfachen Kletter- und Stiegegerüste und ließ geduldig den mühsam geschaffenen Platz wieder ein, als ihre Zahl so groß geworden war, daß ein zweiter, geräumigerer Turnplatz in der Hasenheide entstehen mußte.

Wie stolz sind wir heute auf unsere modernen und zweckmäßigen Turnhallen und ihre glatten, schönen Geräte! Und doch überraschen uns immer wieder die Bilder aus den Anfängen des Jahn'schen Turnens und aus den Kindertagen des Turnwettkampfes. Reck und Barren, Klettergerüst, Pferd und Schwebbaum sind uns von Jahns erstem deutschen Turnplatz in der Hasenheide überliefert. „Wir faßten den Turnplatz mit Reck- und Tannengezweig ein und besetzten ihn, nach hinten zu eine Hütte aufstellend, mit Recken, Barren, Schwebebäumen, Springgerüsten und Klettergerüsten, deren höchstes Tau an einer hohen Fichte befestigt war“, so schreibt Maßmann um 1859 in seinen Jugend-Turnerinnerungen.

Das Klettergerüst war überhaupt das Kernstück des Turnplatzes, denn es gab einen Einbaum, einen Zweibaum und einen Vierbaum (20, 40 und 30 Fuß hoch), und mitten zwischen ihnen stand ein hoher „Kletterturm“ (Klettermast würden wir sagen) mit herrlicher Aussicht über die ganze Hasenheide. Leitern führten über verschiedene Abfänge hinauf — ähnlich unseren modernen Sprungtürmen mit den 1., 3., 5- und 10-Meter-Brettern. Ein 60 Fuß langes Tau hing von oben herab. Kein Turner erklieg die Leitern, feiner aber durfte ein höheres Tau erklimmen, wenn er nicht die Führer an den anderen Gerüsten geschafft hatte.

Als einmal ein Freund Jahns, Geheimrat Wolf aus Halle, den Turnplatz besuchte und Jahn ihn zum Besteigen des luftigen Gerüsts einlud, versuchte der Gast, seine Scheu vor dem Schwindel hinter allerlei Witz zu verstecken. Jahn aber meinte: „Blicken Sie mir stets aufwärts nach oben; über das Himmlische ist noch niemand schwändig geworden, nur über das Irdische“, — ein Wort, das ihm später bei der Untersuchungsphase, übel entfiel, vorgehalten wurde.

Die Einrichtung seines Turnplatzes in der Hasenheide kennen wir heute noch ganz genau, denn Jahn hat seiner „Deutschen Turnkunst“ zwei Pläne mit allen Geräten und Anlagen beigegeben. Da finden wir die Rennbahn, die Schlingelbahn, große und kleine Springgruben, einen Schwingplatz, einen Schwebplatz mit großen und kleinen Schwebebäumen, einen Reck- und Barrenplatz, den Kletterplatz mit dem Hangelreiß, einen Platz für die Seil- und Schockübungen, einen Platz zum Frei- und Stabturn, einen Ringplatz und einen Spielplatz. Das „Barispiel“ und der „Schwarze Mann“ waren beliebte Spiele, und draußen in Wald und Feld wußte Jahn noch eine Anzahl

als Preußen ohnmächtig das forstliche Joch trug. Damals geschah das Wunder in der Hasenheide. Einer sammelte junge Menschen um sich, turnte, spielte und wanderte mit ihnen, fing die Erneuerung der Nation beim Leibe an und blieb da nicht stehen: Stark und kühl, frei und stolz, trotzig und hart machte er die Buben, um deutsche Männer zu erziehen, und so begann sein Werk nach seinen eigenen Worten:

„In schöner Frühlingzeit des Jahres 1810 gingen an den jahnfreien Nachmittagen der Mittwochen und Sonntage erste einige Schüler mit mir in Feld und Wald, und dann immer mehr und mehr. (Es waren Schüler zweier Berliner Gymnasien, des Granen Klosters, Jahns Schule, und des Werderischen oder Friedrichs-Gymnasiums.) Die Zahl wuchs, und es wurden Jugendspiele und einfache Übungen vorgenommen. So ging es fort bis zu den Hundstagen, wo eine Anzahl von Knaben zusammenkam, die sich aber bald hernach verließ. Doch sonderte sich ein Kern aus, der auch im Winter als Stamm zusammenhing, und mit dem dann im Frühjahr 1811 der erste Turnplatz in der Hasenheide eröffnet wurde.“

Jetzt wurden im Freien, öffentlich und vor jedermanns Augen, von Knaben und Jünglingen mancherlei Leibesübungen unter dem Namen Turnkunst in Gesellschaft getrieben. Damals kamen die Benennungen Turnkunst, turnen, Turner, Turnplatz und ähnliche miteinander zugleich auf. Das gab nun bald ein gewaltig Gelaufe, Geschwah und Geschrei. Selbst durch französische Tagblätter mußte die Sache Gassen laufen. Aber auch hierzulande hieß es anfangs: Eine neue Varrheit, die alte Deutschheit wieder aufbringen wollen!“

Ring-, Kampf- und Jagdspiele. „Im Sommer 1817—1819 machte er mit den erwachsenen Turnern und geübteren Stabspringern oft Turnfahrten, auf denen nichts mitgenommen wurde als Springstangen; dann ging es stets vorwärts und (grad' dör) durch dick und dünn, Sumpf und Morast, so daß wir abends oft ganz geschwärtzt nach Hause kamen“ erzählt Maßmann.

Auch von nächtlichen Spielen weiß Maßmann zu berichten: „Das Ueberlisten, Uebertalchen, Ueberfallen, Heranschieben, Kämpfen und Horden in fegeartig eingebohren Löchern ward hier auf jede Weise geübt. Zuletzt sammelte sich alles an wärmenden Feuer. Morgens, wenn die kalten Schauer dem Sonnenaufgang vorauswehten, ruhten wir

## In Matrosenjacke und Pumphose

Jahn hatte in seiner „Deutschen Turnkunst“ das Mädchenturnen nicht berücksichtigt; aber in seinem „Deutschen Volkstum“ von 1809 Angaben über das Turnen an Mädchenschulen gemacht. Mächtig und weiblich sollte es betrieben werden, Tanzen und auch Schießen sollten die Mädchen lernen, „um nicht knustgerecht wehrlos zu sein und beim Knall des Gewehres zusammenzufahren, wie die Gänse beim Donnern ... Leider fehlt noch immer ein Guis Muths für die weiblichen Leibesübungen.“

Nach in die Notzeit des deutschen Turnens fällt der Versuch, die Körperübungen auch für Mädchen zu beginnen. Eßelen, Jahns Mitarbeiter, darf 1832 eine Mädchenturnanstalt für orthopädisches Turnen einrichten, und als dann am 6. Juni 1842, nach 22 Jahren der Turnsperr, in Preußen wieder Turnplätze erlaubt wurden, begann das deutsche Mädchenturnen zu wachsen. Männer, wie Kluge, Eßelen, Maßmann und Euler, arbeiteten an seiner Begründung.

Um 1850 tritt die deutsche Turnerin auf den Turnplatz mit langem Turnkleid, langer Hose und im weißen Schürchen — wegen des weiblichen Ansehens. Mitmeister Spieß hatte schon 1847 Turnübungen für das weibliche Geschlecht veröffentlicht. Jetzt forderte der Schwabe Klumpp für das weibliche Geschlecht die gleichen Ansprüche auf leibliche Gesundheit und Kraft, wie sie für das männliche zugebilligt wurden. Die Turnvereine gliederten ihren Männerabteilungen sogenannte „Privatklaffen für Turnerinnen“ an. Doch erst

1887 hatte eine Gründung Bestand. Die Frauenabteilung des „M.C. Leipzig 1845“ ist heute nach fünfzigjährigem Bestehen die älteste deutsche Fraueturnabteilung. 1892 zeigte sie ihr erstes Schauturnen mit 42 Turnerinnen in langen, schwarzen Turnröcken. Bis 1905 trugen die Frauen dieses Turnkleid, dann führte Leipzig das „Leipziger Turn- und Sportkleid“ für seine Mädchenschulen ein. Es bestand aus einer dunkelblauen Matrosenbluse und einer Pumphose, einem Turnkleid, das jahrzehntelang vielen Geistern als „sittlich gefährdend“ erschien und doch bis zur Beendigung des Weltkrieges überall getragen wurde.

Es war schon ein mutiger Schritt vorwärts, als 1894 beim 8. Deutschen Turnfest in Breslau die Frauen des „Alten Breslauer Turnvereins“ mit einfachen Hantelübungen, einem Schrittreigen und Übungen am Rundauf, Schwebbalken und Reck vor die Öffentlichkeit traten. Schaufelringe, Kletterstangen und Leitern waren außerdem erlaubt, aber Barren, Bock und Pferd als unweiblich verboten, und auch das Schnellaufen war darum in Acht und Bann getan. Dafür sollten die Mädchen Reigen aufführen mit Blumengewinden, Schleiern und Kastagnetten, vorgeschriebene Figuren abkreiten und „liebliche kleine Liedchen dazu singen“. Noch 1913 durften die Frauen im Festzug des Leipziger Turnfestes nicht mitmarschieren. So erwuchs Jahns Turnkunst aus einer harten Zeit, die Hasenheide aber wurde ein Stück lebensdigen Volkstums, das seinen herrlichsten Ausdruck im Deutschen Turnfest fand, dem Fest völkischer Einheit.

# Das Volksfest der Leibesübungen

Vom Sportverein zur völkischen Erziehungsgemeinschaft  
Eindrücke vom Deutschen Turn- und Sportfest 1938

Als wenige Monate nach der Machtübernahme Adolf Hitlers in Stuttgart das deutsche Turnfest 1933 abgehalten wurde, zerfiel der deutsche Sport noch in viele kleine Gruppen und Grüppchen. Die größte dieser Leibesübungen treibenden Gruppen war die Deutsche Turnerschaft. Sie hat das unbestrittene Verdienst, in den Jahren des Niedergangs das Erbe Friedrich Ludwig Jahns im deutschen Volk gehütet zu haben.

Anstelle der Vielheit dieser Verbände ist nun die einheitliche Zusammenfassung des gesamten deutschen Sportes im Reichsbund für Leibesübungen erfolgt. Er ist die gewaltige freiwillige Erziehungsgemeinschaft der Nation. Als Adolf Hitler den Reichspräsidenten v. Tschammer und Osten in seine verantwortungsvolle Aufgabe einsetzte, da war es sein Wunsch, auch im Sport die nationalsozialistische Ausrichtung durchzuführen. Nicht Selbstzweck sind die Leibesübungen, sondern ein unentbehrliches Mittel, die Wehrkraft des Volkes zu erhöhen und den Einzelnen zu einem gerunden und starken Glied der Gemeinschaft zu machen. Jeder

Deutsche hat heute die Pflicht, seinen Körper zu stärken und zum Schutze seines Vaterlandes wehrhaft zu erhalten. Wer seinen Körper vernachlässigt, schwächt die Gesamtheit des Volkes. Mehr denn je verlangt heute das deutsche Volk den reiflosen Einsatz jedes Einzelnen im Kampf um die innere und äußere Freiheit. Daß auch die Auslandsdeutschen hier ihren Beitrag zu leisten haben, zeigten die Tage von Breslau mit größter Eindringlichkeit.

Es war ein einziges großes Bekenntnis zum deutschen Volk und zum deutschen Volkstum. Die starken Abordnungen der Sudetendeutschen, der Siebenbürger und Banater, der Deutschbalten und der Deutschen aus Uebersee brachten ihre Verbundenheit mit der Heimat lebendig zum Ausdruck.

Gastgeber des deutschen Turn- und Sportfestes war das ganze deutsche Volk. Der Deutsche Reichsbund für Leibesübungen ist lediglich für die reibungslose Durchführung dieses Volksfestes der Leibesübungen verantwortlich, das in seiner Größe wohl kaum zu überbieten ist. 250 000 Teilneh-

mer, 61 Großveranstaltungen; aus 30 000 aktiven Wettkämpfern wurden an einem einzigen Tage die jeweiligen Sieger ermittelt. Die Zahl der Besucher des eindrucksvollen Festspiels „Volk in Leibesübungen“ hat im Laufe der sieben Tage allein eine Million weit überschritten.

Diese knappen Zahlen lassen erkennen, welche ungeheure Arbeit geleistet worden ist. Fünf Jahre hat die Formung des Begriffes der Leibesübungen in Anspruch genommen, aber nun hat er nach der gewaltigen Prüfung bei den Olympischen Spielen in Berlin seine glanzvolle Krönung erfahren. Der Gedanke der Freiwilligkeit ist klar herausgestellt. Zum Sport gehört nun mal Begeisterung. Nur derjenige, der mit ganzem Herzen dabei ist, der sich einsetzt, nicht um Preise zu gewinnen, sondern aus Freude an der Sache, steht in der großen Front.

Die Leibesübungen sind zugleich die Brücke zu anderen Völkern. Sie verbinden vor allem die Jugend der ganzen Welt. An der aufrichtigen Verständigung zur Erhaltung des Friedens mitzuhelf-



Sport des weiblichen Arbeitsdienstes in Deutschland. — Ein wesentlicher Erziehungsfaktor des deutschen weiblichen Arbeitsdienstes ist die Ausübung des Sports für die zukünftigen Lagerleiterinnen. — Unser Bild zeigt Lehrgangsteilnehmerinnen der Reichsführerinnenenschule in Glinow furth beim Stabspringen.



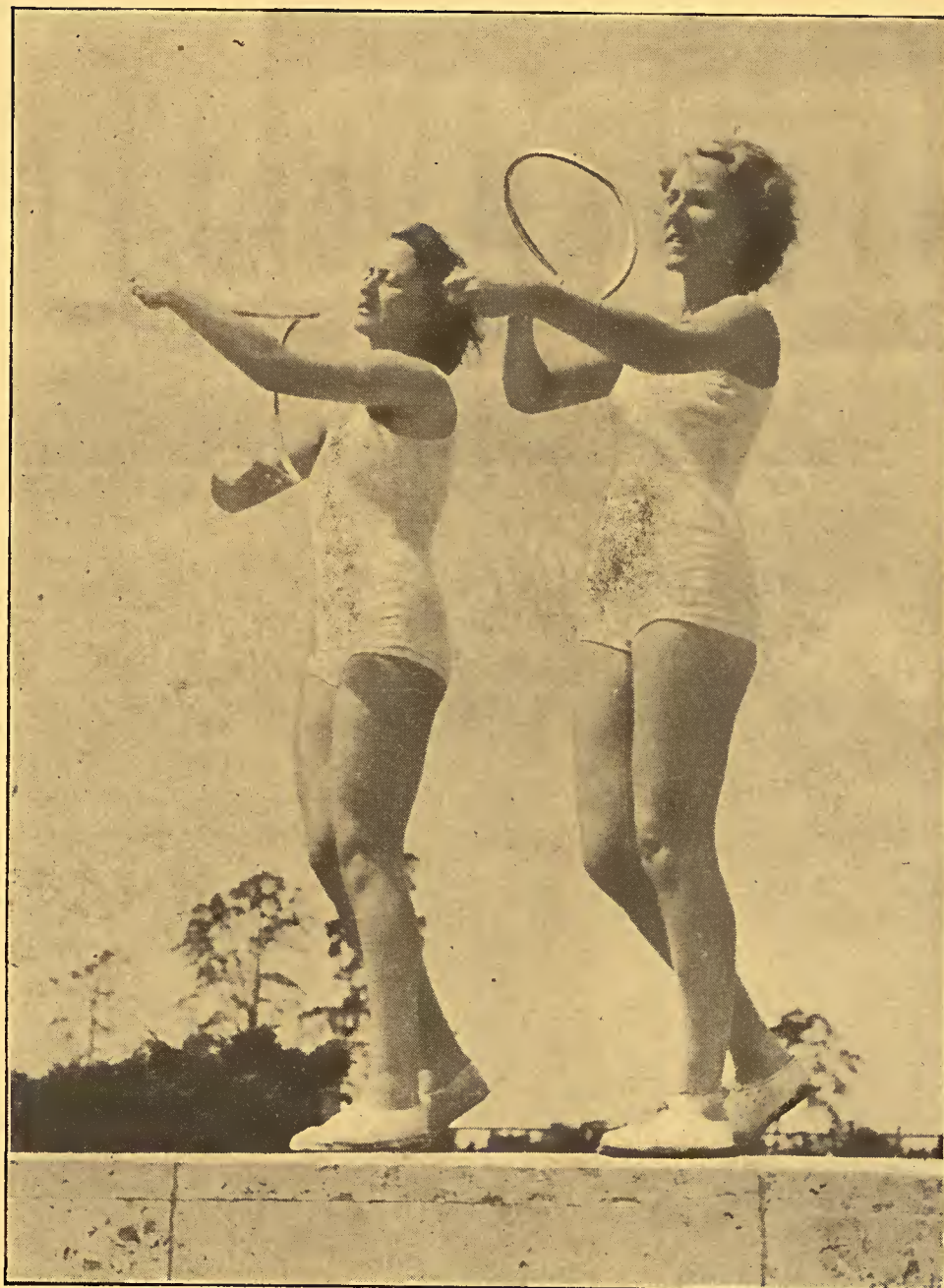
Betriebsport während der Mittagspause. — Das Sportamt der NS. Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ hat bereits am 26. November 1937 die Betriebsportparole für sämtliche deutschen Unternehmen herausgegeben. Es handelt sich um eine freiwillige Aktion, die aber in immer verstärktem Maße von deutschen Betrieben aufgegriffen wird. Jeder deutsche Betrieb soll mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln nach Möglichkeit Betriebsportanlagen schaffen. Betriebsführung und Gefolgschaft errichten heute schon vorbildliche Betriebsportanlagen.

fen, ist die Aufgabe eines jeden einzelnen von uns, der draußen auf vorgeschobenem Posten seine Pflicht tut.

### „Erste deutsche Sportschau“ in Breslau

Um den vielen Besuchern und Teilnehmern des Breslauer Turnfestes einen klaren Überblick über den Stand der Leibesübungen im heutigen Deutschland zu geben, hat der Deutsche Reichsbund für Leibesübungen in Breslau eine Sonderschau zusammengestellt. Sie gibt nicht nur dem aktiven Sportler, sondern auch dem Volksgenossen, der bisher aus irgendeinem Grunde noch abseits gestanden hat, zum ersten Male eine umfassende Antwort auf die vielen Fragen, die das gewaltige Anwachsen der Sportbewegung im nationalsozialistischen Deutschland dem Einzelnen stellt.

Uns Auslandsdeutschen, die wir draußen nur aus Zeitungsberichten, dem Rundfunk und den Erzählungen unserer Kameraden von dieser Aufschwung des Sportes erfahren, vermittelte diese eindrucksvolle Schau in gedrängter Zusammenfassung die ganze Geschichte der Leibesübungen im großdeutschen Reich. Auch die kleineren Arbeitsgebiete sind durch anschauliche Darstellungen vertreten. Großer Raum ist der Gliederung des Reichsbundes für Leibesübungen gewidmet, der unter der einheitlichen Leitung des vom Führer eingesetzten Reichsportführers in seinen Fachämtern alle Gebiete des Sportes umfaßt. Wo früher in einer Anzahl von Vereinen Arbeitskraft und Geld unnütz vertan wurden, sorgt jetzt eine straff gegliederte Organisation für Erfassung des letzten Sporttreibenden. Modelle zeigen die zweckmäßigen Sportstätten und Bänke, die nach einem Auspruch Tscharmer-Ostens in keinem deutschen Dorfe mehr



Bewegungsübungen in der Gymnastikschule

fehlen dürfen. Schon mit geringen Mitteln läßt sich hier Erstaunliches leisten.

Ein besonderer Raum ist den Leibesübungen der Auslandsdeutschen gewidmet. Auf riesengroßen Landkarten ist dargestellt, wie die deutsche Turn- und Sportbewegung bei den Reichsdeutschen im Auslande ebenso wie bei den großen deutschen Volksgruppen „zu Hause“ ist. Der Besucher aus dem Reiche erfährt, daß wir Deutsche draußen genau so wie in der Heimat unsere Sportvereine haben, in denen nach deutschem Vorbild geturnt und geübt wird. Auch der Sport unserer Seefahrer findet seine Darstellung. Mancher Volksgenosse erfährt vielleicht zum ersten Male, daß an Bord fast eines jeden deutschen Handelschiffes Sportgemeinschaften bestehen, die in fremden Hä-

fen ihre Spiele austragen und damit für den deutschen Sportgedanken werben.

Sport und Kunst gehören zusammen. Die Darstellung des schönen Körpers hat von jeher die Menschheit begeistert. Nirgends sind die Entfaltungsmöglichkeiten so groß wie gerade in der Leibesübung. Plastiken und Gemälde namhafter deutscher Künstler zeigen im Rahmen dieser Schau, daß die bildenden Künstler in Deutschland diesen Gedanken mit Erfolg aufgegriffen haben. Daß auch auslandsdeutsche Künstler ihre Werke hier ausgestellt haben, bestätigt uns, daß die Kunst keine Grenzen kennt. So trägt die Sportausstellung dazu bei, den breiten Massen des deutschen Volkes auch die große kulturelle Aufgabe des Sports nahezubringen.



Gymnastische Gruppenübungen mit Holzbalken

## ÄRZTETAFEL

### Dr. Mario de Fiori

Spezialarzt für allgemeine Chirurgie  
Sprechst.: 2-5 Uhr nachm., Sonnabends: 2-3.  
Rua Barão de Itapetininga 139 - 11. andar - Tel. 4-0038

### Dr. G. H. Nick

Facharzt  
für innere Krankheiten.  
Sprechstunden täglich v. 14-17 Uhr  
Rua Libero Badaró 73, Tel. 2-3371  
Privatwohnung: Telefon 8-2263

### Dr. Erich Müller-Carioba

Frauenheilkunde und Geburtshilfe  
Röntgenstrahlen - Diathermie  
Ultravioletstrahlen  
Kons.: R. Aurora 1018 von 2-4,30  
Uhr. Tel. 4-6598. Wohnung: Rua  
Groenlandia Nr. 72. Tel. 8-1481

### Deutsche Apotheke

in Jardim America  
Anfertigung ärztlicher Re-  
zepte, pharmazeutische  
Spezialitäten - Schnelle  
Lieferung ins Haus.  
RUA AUGUSTA 2843  
Tel. 8-2182

### Dr. G. CHRISTOFFEL

Diplom Berlin und Rio  
Spezialarzt f. innere Krank-  
heiten, bes. Verdauungs-  
störungen (Magen, Leber,  
Darm, Ernährung), Bron-  
chialleiden (Asthma), Herz,  
Stoffwechsel. - Tel. 4-6749  
Praça Republica 8  
10-12 und 4-6 Uhr.

### Deutsche Apotheke

Ludwig Schwedes  
Rua Libero Badaró 45-A  
São Paulo / Tel. 2-4468

### Diplomierter Zahnarzt

Herbert Pohl  
Hofhaus Martinelli  
12. Stock, Zimmer 1232  
Telefon 2-7427

## Farben - Lacke - Pinsel

und alle übrigen Bedarfsartikel  
für Hausanstrich und Dekoration

Müller & Ebel, R. José Bonifácio 114

## Deutsche Färberei und chemische Waschanstalt

### „Saxonia“

Annahmestellen: Rua Sen. Feijó 50. Tel. 2-2396  
und Fabrik: Rua Barão de Jaguará 980. Tel. 7-4264

## Vor Annahme falschen Geldes

schützt der bargeldlose Zahlungsverkehr  
Eröffnen Sie ein Konto beim

## Banco Allemão Transatlantico

RUA 15 NOVEMBRO 268

und zahlen Sie Ihre Rechnungen  
per Scheck!

Zu jeder gewünschten Zeit erhalten Sie  
von uns einen Auszug ihrer Rechnung, um  
Ihnen die Kontrolle über Ihre Zahlungen  
zu erleichtern.

## „Zum Hirschen“ Hotel und Restaurant

Rua Victoria 186 - Tel. 4-4561  
São Paulo Inh.: Emil Russig

## Ältestes deutsches Familienlokal

Ao Franciscano  
Bürgerliche Küche - Gutgepflegte Getränke  
Rua Libero Badaró 481 - Telefon: 3-1312  
São Paulo

## Dres. Lehfeld und Coelho

Dr. Walter Hoop  
Rechtsanwälte  
São Paulo, Rua Libero Badaró Nr. 30,  
Telef.: 2-0804 - 2. Stock, Zim. 11-16 - Postfach 444

## Uhren

und Reparaturen  
Deutsche Uhrmacherei



Rua S. Bento 484, 1. St., Saal 1 (über Casa Leite)

## Deutsche Handwerker

Richard Kröninger  
Edelsteinschleiferei. Rua  
Xavier Toledo 8-M -  
Telefon: 4-1083

### Jorge Dammann

Deutsche Damen- u. Herren-  
schneiderei. Große Auswahl  
in nat. u. ausländ. Stoffen.  
R. Pitanga 193, Tel. 4-2320

### Josef Hüls

Erstklassige Schneiderei. -  
Mäßige Preise. - Rua Dom  
José de Barros 266, Jobr.,  
São Paulo. Telefon 4-4725

### Heinrich Lutz

Deutsche Schuhmacherei  
Rua Sta. Ephigenia 225

### Georg Diegmann

Schneidermeister  
Rua Aurora 18

### João Knapp

Klempnerei, Installation.  
Regist. Rep. de Aguas und  
Gsg. - Rua Mon. Paffa-  
laqua 6. Telefon 7-2211.

### C. F. Landgraf

Firmenschilder  
Reklamemalerei  
Rua Vol. da Patria 691  
Telefon 3-8445

## Hugo Lichtenthaler

Rua Aurora Nr. 135

## Ältestes deutsches Möbelhaus

Grosse Auswahl in kompl.  
Zimmern u. Einzeilmöbeln.  
Auch TAUSCH und KAUF  
von gebrauchten Möbelstücken

## VIGOR-MILCH

Die beste Milch in São Paulo

S. A.

Fabrica de Productos  
Alimenticios "VIGOR"

Rua Joaquim Carlos 178  
Tel.: 9-2161, 9-2162, 9-2163

## Aços Roechling



Der gute deutsche Stahl!

Qualitätswerkzeuge!



Eigene Härtestube

mit modernsten Einrichtungen zur Verfügung unserer  
Kundschaft!

## Aços Roechling Buderus do Brasil Ltda.

São Paulo

Rua Augusto de Queiroz 71-103

Rio de Janeiro

Rua General Camara 136

Porto Alegre

Avenida Julho de Castilho 265

Vertretungen in Brasilien:

Curitiba - Belem do Pará - Bello Horizonte  
Bahia

in anderen südamerikanischen Ländern:

Buenos Aires Montevideo  
Santiago de Chile

# Gehetzte Menschen

Ein Roman aus den Jahren nach 1923 von Tüdel Weller

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, Verfilmung, Radiosendung, vorbehalten.  
Copyright 1937 by Zentralverlag der NSDAP, Frz. Eher Nachf., München.

(24. Fortsetzung)

Er selbst steht nicht — und das ist das Glück, das dem jungen Mann hier in der Irrenanstalt wieder zulehelt —, er selbst steht nicht zu der uralten Firma, und wenn das kein Wunder ist im Deutschland der Revolte von 1918, so gibt es überhaupt kein solches. Er hat es bisher — es gehörte ein Ungeheuerliches dazu — tertiggebracht, sein Aerztekollegium sauber zu halten. Er wird an dem Tag, an dem es gelingt, entgegen seinem Willen ihm von oben herab einen Juden autzuktroyieren, den Zylinder nehmen: tahr wohl, Berut und Dienstgehalt, aber in diesem Falle: ohne mich! Denn er besitzt das, was nicht viele haben in diesen Trauerjahren unmittelbar nach der Inflation: Charakter und Rückgrat. Und darüber hinaus ein wissenschaftliches Rüstzeug, das ihn längst bis auf die oberste Stufe geführt hätte, wenn eben im deutschen Vaterland nicht — Juda am längeren Hebelarm säße.

Der Direktor unterhält sich lange mit dem neu Eingelieterten, er tastet sich in dieser ersten Aussprache vor, er hebt bei dem anderen schon jetzt eine Schranke nach der anderen auf. Er tastet sich zurück bis an den Ursprung, und aut einmal weiss der Kranke: jawohl, eigentlich fiel es mit oder nach einem bestimmten Kolbenschlag über ihn her. Von da an datiert es, plötzlich weiss er es ganz gewiss.

Der Untersuchende beugt sich wieder über ein Gutachten: „Hier ist aber nicht ein Wort davon zu lesen“, sagt er. „Haben Sie selbst denn nicht darauf aufmerksam gemacht?“

„Nein —“, antwortet der Kranke, ein wenig verzagt... „ich wusste es ja vorher nicht, oder... ich kam nicht darauf. Mir war es während der ganzen Zeit als... habe man mich... vertauscht.“ endet er, mit hörbarem Aufatmen. „Als sei irgend etwas in mir... gespalten, etwas, von dem ich früher nie etwas gewusst habe.“

„Und — ist Ihnen auch jetzt noch so?“ fragt der Direktor, behutsam und voll herzlicher Anteilnahme.

„Nicht mehr so... stark, wie es bis vor kurzem noch war.“ lächelt der andere.

„Nun — man wird sehen.“ beendet der Oberarzt die Unterredung. Und seine Gedanken über diesen keineswegs alltäglichen

Fall lauten in eine abseitige Richtung. Er hat schon manches erlebt, manches erfahren in seinen 20 Dienstjahren.

Es gibt hier sogenannte Hauptunruhe-Stationen, und gibt andere. Es gibt schwere, absonderliche Fälle, und es gibt leichte. Es gibt die üblichen, in derartigen Anstalten überall anzutreffenden Typen: Menschen, schizophrene Menschen, die kein besonderes Interesse erregen: solche, die sich für den Kaiser von China halten oder auch aut göttliche Ehrungen Anspruch erheben, meist gehören sie zu den harmlosen Fällen.

## Confeitaria

Ältestes und  
vornehmstes Haus

Tel. 4-9230 - RUA BARÃO DE ITAPETININGA 239 - S. Paulo

## Biennense

Nachm. und abends  
gutes Konzert

Eins gibt es nicht: die Gummizelle, denn sie ist nur im Gebiet der Fabel und des Kriminalreissers anzutreffen. Und doch bleibt genug, dass ein Mensch den Aufenthalt hier trotz Ruhe und Ordnung und sorgsamer Pflege als immerwährende bohrende Qual empfindet, dass er sich fühlt, als sei er bereits im Vorhof der Hölle angelangt. Denn diese Gesellschaft, auf die wirklich das Wort von den Aermsten der Armen zutrifft, diese Vielzahl menschlicher Schattengestalten, die ihn dauernd umgibt, greift bis in die tiefsten Verästelungen seiner Seele und muss auf die Dauer auch den letzten vielleicht noch gesund gebliebenen Keim ertöten. Der Irrsinn flackert — in jedem Wort, in jeder Geste zum Ausdruck kommend.

Da ist der eine, der Hauptqualgeist, der den Neuen gleich schon in der ersten Stunde bestürmt: „Ich hab' dir doch meinen Ring geliehen, nicht? Den dicken Goldring, mit meinem Monogramm, du weisst doch wohl? Nun — gib ihn mir wieder zurück, ich brau-

che ihn selbst. Werde heiraten, meine Braut wartet schon!“ Und der dazu seinen Flackerblick brennen lässt, und in tanatisch verquälten Bewegungen sich abmüht, den nicht erhaltenen Ring aut den Goldfinger der rechten Hand zu streiten, um nach wenigen Minuten sein Ansinnen zu wiederholen.

Er trägt sie alle, die Wärter und Aerzte nicht ausgenommen. Sie lachen, antworten mit einem Scherzwort und gehen weiter. Sie kennen das, seit Jahren schon.

Ein junger Mann lächelt zuerst. Als er es zum zehntenmal hört, wendet er sich ab. Als ihm aber wohl hundertmal immer dieselbe Bitte, immer mit den gleichen Worten, vorgetragen worden ist, hundertmal in drei Tagen, da bedarf es aller Selbstbeherrschung, um den Entschluss zur Flucht in einen anderen Raum auszubringen.

Und dabei gehört der Mann noch zu den Harmlosen, er wird, sobald es die Jahreszeit zulässt, aut dem benachbarten, zur Anstalt gehörenden Gutshof wie zahllose andere auch mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Er erhält sogar — wie viele andere seiner

tes Röcheln. Er eilt zu dem Wärter, und der Mann kommt gerade recht, einen Selbstmörder zurückzuhalten. Der Kranke hatte sich ein Handtuch überquer um den Hals geschlungen und riss mit aller Kraft an den beiden Zipteln, sich so die Luft abschnürend. Es war die höchste Zeit, er war vom Erstickungsstod nicht sehr weit entfernt, aber im übrigen: der Vortall selbst bedeutete für den Neuling nicht das Autregende. Bedeutung, übergrosse Bedeutung gewann vielmehr die in Sachlichkeit erstarrende umsichtige Art des autsichtführenden Wärters, die mehr als zehn lange Reden dartat, dass es sich hierbei um einen der üblichen, keineswegs bemerkenswerten Vorfälle handelte.

Es gibt auch sonst noch unter der Oberfläche sehr, sehr vieles. Dinge geschehen hier, die mit Namen nicht einmal anzudeuten sind. Es hiesse, das Tier beleidigen, würde man davon noch als von dem Fierischen im Menschen reden. Und ein Mann muss sie zum Teil miterleben, mitanschen, der nun nicht mehr nur im Vorhof, sondern in der Hölle selbst zu sein glaubt. Denn hinter der Ausheilung der neuerlichen Koptverletzung, hinter der wiedererstarkenden Vernunft, drängt sich die eine das Grauen des Internos in sich bergende Frage: Du... hier?! Und — wie lange noch... wie lange noch...

Einmal erlasst ihn ein Entsetzen, ein unauslöschliches, das ihn nicht überkam, als er mit seinen Kameraden — den sicheren Tod vor Augen — gelangen genommen wurde, damals, als die Roten im Ruhrgebiet wüteten. Er spazierte während der Mittagszeit im Schwarm zahlloser anderer Kranker aut dem Hof aut und ab, immer bis zu dem hohen Eisengitter hin, hinter dem die Frauenabteilung beginnt.

Die „Harmlosen“ werden, von der Frühjahrsbestellung, die in diesem Jahr ausserordentlich zeitig eingesetzt hat, zurückkommend, aut den Hof geführt, sie reden lustig durcheinander, aber alle starren dabei zur Frauenabteilung hinüber. Und plötzlich wird auch aut dem jenseitigen Hof eine grosse Schar von Frauen und Mädchen sichtbar, die ebenfalls ihre Tätigkeit wegen der Mittagspause unterbrochen haben, und nun geschieht es: die vom Feld gekommenen Männer stürzen tobend und schreiend — autgeregt wie Wilde beim Kriegstanz — zum Gitter hin, die Frauen und Mädchen fliegen — gleichermassen wie von einem übermächtigen Trieb befeuert — ihnen entgegen, und der junge Mann schliesst die Augen: o Gott, nun wird es geschehen, sie werden das Gitter überklettern und dann werden sie übereinander hertallen, hier, unter freiem Himmel.

Der junge Mann schwankt ein wenig, und dann holt er die letzte Reserve an Willenskraft aus sich hervor, denn wenn ihn je ein echter Wahnsinnsgedanke überkam: in die-

## Das Ende traegt die Last....



Im letzten Lebensabschnitt — dem Greisenalter — ist es noetiger denn je, sich Kraft und Energie zu erhalten, damit die Widerstandskraft gegen Krankheit und Gebrechen nicht nachlaesst.

• Nichts ist dafuer besser geeignet als **TONICO BAYER**, das hervorragende

Staerkungsmittel von sicherer und anhaltender Wirkung. Tonic Bayer erneuert das Blut, kraeftigt die Muskeln und staerkt das Nervensystem.

• Tonic Bayer ist eine wertvolle Hilfe, wenn es darum geht, sich trotz der Last der Jahre den guten Humor und die Gesundheit zu erhalten.

Beginnen Sie noch heute mit einer Flasche Tonic Bayer!



**WAS IST TONICO BAYER?**  
Es ist das Staerkungsmittel, das nach dem heutigen Stand der Wissenschaft alles enthaelt, was fuer den Organismus lebenswichtig und wertvoll ist; naemlich Vitamine, Leberextrakte, Calcium, Phosphor und andere Substanzen von grossen therapeutischem Wert. Tonic Bayer wird von den weltbekannten Bayer-Laboratorien hergestellt. Bedarf es noch einer weiteren Garantie?

# TONICO BAYER

ERNEUERT DIE LEBENSKRAFT

## Confeltaria Allemã

moderne Bäckerei  
Praça Princesa Isabel 2  
Telefon: 5-5028

empfiehlt seine ff. Torten,  
Kuchen aller Art, tägl. fr.  
Schwarz- und Kummelbrot,  
sowie westfäl. Pumpernickel  
usw.

**Wilhelm Beurschgens**

## Livraria Delinee

Aelteste deutsche Buchhandlung  
Rua São Bento 541 - Caixa Postal 2-V São Paulo  
Reichhaltigstes Sortiment. Bestellungen werden rasch  
und gewissenhaft ausgeführt.

## CASA LITORAL

Rua General Osorio 152.  
Tel. 4-1293  
Feinste Würstwaren, Butter,  
Käse, Delikatessen aller Art.  
Sämtliche Backzutaten.  
Lieferung frei Haus.

## BANDONEONS und Schifferklaviere (Gaita piano)

der Weltmarke AA (Alfred Arnold) sind die meist gesuchten. — Generalvertreter:  
**Adolf Schwab, Pelofas** Rio Grande do Sul  
Agenturen an verschiedenen Plätzen können noch vergeben werden.

## CONDOR FLUGDIENST

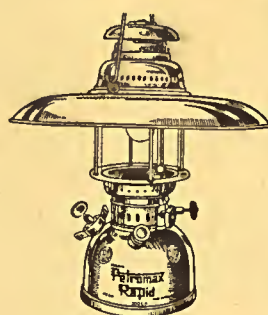
PASSAGIERE  
POST  
FRACHT

Telegr. AERONAUTA

SÃO PAULO: Telef.: 2-7919  
SANTOS: Telef.: 5001

rua Alvaros Penteado, 8  
rua 15 de Novembro, 19

## Die neuen Sturmlaternen Petromax Rapid



sind mit **Schnell-Zündung** versehen, ohne Alkohol-Vorheizung und brennen sowohl Gasolin wie auch Petroleum

Erstklassige deutsche  
Qualitätsware der

**Ehrich & Graetz A. G.**  
Berlin SO 36

Lieferbar in 3 Grössen bis zu 500 Kerzen, mit oder ohne Blendschirm

Ausführlichen Katalog mit Abbildungen und Preisen, auch über **Petromax**-Hängelampen, -Tischlampen und die weltbekannten **Graetzin**-Alkohol-Hängelampen erhalten Sie im Fabrikslager

**E. OLDENDORF**, Caixa postal 1072, **SÃO PAULO**  
Rua Senador Quelroz 79-A — Tel. 4-0190

Agentur und Lager in Rio: **LEO VOOS**, Rio de Janeiro  
Rua São Pedro 106, 3º andar

In Curityba: **CLAUS JOHANN**, Curityba, Rua Dr. Muricy 282-A

ser Minute war es so. Als er die Augen wieder öffnet, hat der Spuk längst ein Ende, er irrt wieder einmal — grässlich irrt er — wie schon so oft vorher. Es ist nichts, es ist völlig harmlos, jeder Feldarbeiter hat „seinem“ weiblichen Wesen etwas mitgebracht: meist aus stillem Versteck angelegene Winteräpfel, eine allererste Frühlingsblume, eine sonderbar geschnittene Kartoffel, irgendeine andere Kleinigkeit. Und die so Beschenkten lachen aufgeregt und grell, bedanken sich und zeigen dabei ein ausserordentlich fahriges, aber auch beglücktes Gebaren, das zu der Geringfügigkeit der Spende in erstaunlichem Widerspruch steht.

Der Direktor ist plötzlich mit Besuchern — wohl mit einer der zahlreichen Studienkommissionen — auf dem Hof erschienen, er deutet auf das bunte Treiben und erklärt seinen Begleitern:

„Das ist nun ihr grösstes Vergnügen, das man nicht stören darf, es wiederholt sich jeden Mittag, wenn die Männer vom Feld kommen, und jeder von ihnen hat seine Ausgewählte, obwohl natürlich dafür Sorge getragen ist, dass sie nie zusammenkommen können.“ Er erzählt noch einiges mehr, frei und oft, der junge Mann steht in seiner Nähe und hört es, doch wird der Leiter der Anstalt unterbrochen von jenem, der — zum wievielten Male wohl? — ihm den angeblich geliehenen Ring abfordert. Er weist ihn ab, lachend: „In den nächsten Tagen bestimmt!“

Sie kennen ihren Direktor alle sehr gut, die Kranken, es ist rührend, bei einigen zu beobachten, mit welchem kindlichem Vertrauen sie an ihm hängen, er kann sich oft kaum ihrer merkwürdigen Zuneigungen erwehren. Vom jenseitigen Hof spricht ihn eine nicht übel aussehende Frau an: „Lassen Sie mich doch noch einmal nach Maria vom Kreuz wallfahren, Herr Direktor. Nur noch einmal, es ist doch ganz in der Nähe. Nur einen Nachmittag mal, am Abend bin ich dann wieder pünktlich zurück!“

„Nächstens,“ sagt er, „nächstens.“ „Warum schlagen Sie ihr das ab?“ erkundigt sich jemand aus seiner Begleitung, „die Frau macht doch einen sehr ordentlichen Eindruck, und sie sprach doch gewiss sehr vernünftig.“

Der Getragte gibt Antwort: „Das sagen Sie so einfach, aber Sie wissen ja nicht, was ich weiss. Die Frau ist bereits Jahrzehnte hier, und sie machte schon einmal die Wallfahrt, vor bald zwanzig Jahren, es war in der ersten Zeit meines Hierseins. Sie kam auch wohlbehalten von Maria am Kreuz zurück, und nach neun Monaten hatten wir dann die Bescherung. Wenn Sie den Burschen sehen wollen: er liegt oben im Krankenbett, auf der Station der Unheilbaren.“

Und da haben Sie zugleich ein klassisches Beispiel für das, was ich Ihnen vorhin sagte: wenn wir eine vernünftige Gesetzgebung hätten, wenn man dafür Sorge tragen würde,

dass nicht jeder Schizophrenist und Kretin neue Idioten in die Welt setzen dürfte, dann ständen in einem halben Jahrhundert viele unserer Heil- und Pflegeanstalten leer. So aber pöppeln wir alle Kranke mit ungeheurer Sorgfalt auf — jeder meiner Dauerinsassen kostet dem Staat mehr als einer seiner Soldaten — und für die Erbgesunden bleibt absolut nichts übrig. Natürlich schliesst das nicht aus, dass ich mit dem einzelnen Menschen grösstes Mitleid habe, aber — es liegt eben am System, das System ist grundverkehrt, das war es ja auch, was ich Ihnen schon vorher sagte.“

Sie werden wohl nicht dauernd in der Nacht das Anwesen umkreisen. Aber was geschieht, wenn wirklich jemand ernst macht? Ob man in diesem Fall einen Steckbriener hinter ihm herschickt?

Der junge Mann hat, in seine neuen, immer noch etwas umschatteten Ueberlegungen versunken, das oberste Stockwerk erreicht. Hier oben befindet sich der grosse Saal, in dem zu bestimmten Tagen — an Weihnachten und bei ähnlichen Gelegenheiten — die Gemeinschaftsfeiern abgehalten werden. Hier oben gibt es auch ein förmliches Arsenal von Musikinstrumenten, die Anstalt verfügt über

## PEBECO

verschafft Ihnen den  
Vorzug eines  
gesunden  
Mundes

Sein Begleiter schweigt. Der junge Mann starrt der fortgehenden Gruppe nach, ihn überraschte ein völlig neuer Gedanke, der das Bewusstsein, dieses nach und nach wachsende, alte Umriss ausfüllende Verständnis für alltägliche Dinge färbt und belebt; und der ihn ein wenig zittern macht. Das unausgesprochene Brausen im Schädel liess nach... und der Gitterzaun, der das ganze Anwesen umfriedigt, ist nicht allzu hoch. Unten — einen halben Meter über dem Erdboden — der Steinsockel, darin eingelassen das Eisengitter, oben die spitz zulaufenden Widerhaken... gab es nicht früher mal andere Hindernisse, viel schwierigere, die auf der Flucht zu überwinden waren? Und die Wälder...?

eine eigene Kapelle, und die hat einen guten Ruf. Es kam vor, dass bei besonderen Anlässen der Direktor selbst den Taktstock in die Hand nahm, er gilt als ein ausgezeichneter Geigenkünstler — obzwar ihn kaum jemand hörte, da er nur zu Hause seiner Kunst nachgehen soll — und so teilt er diese Eigenschaft mit zahllosen anderen Medizinern, unter deren hervorragendsten Vertretern die Musik ja oft zu Hause war, so dass es den Anschein hat, als seien sie dafür besonders prädestiniert.

Der junge Mann spielt, und es geht nicht rechts in Dur und links in Moll, sondern es geht gut. Er spielt ohne jeden Zuhörer, und das ist ihm das liebste.

Und so wagt er sich hier oben im Musiksaal der Heil- und Pflegeanstalt an Beethoven heran, und das geschah vordem selten. Nicht, als ob die technischen Fähigkeiten nicht ausgereicht hätten, sondern nur, weil ihn stets irgendetwas abschreckte: geh' nicht zu weit vor, dahinter liegt terra incognita. Liegt Unbekanntes, liegt Dämonisches, es lockt dich, dich, es hält dich, für dein Leben lang. Wenn du ihn je erspürtest, voll, bis in die letzte Tiefe, so findest du so leicht nicht mehr zurück. So bleibst du bei ihm, und alles andere, oder doch fast alles andere, ist schal und abgestanden dagegen. Dann rauscht nur der eine Strom des Lebens, es gibt nicht mehr die von allen geliebte Vielzahl, nur der eine Strom rauscht, und seine Mündung findet nicht im alles nivellierenden Meer der Unendlichkeit die ersehnte Auflösung.

Sein Strom bleibt auch hier, was er ist, wie der geheimnisvolle Goldstrom, der zwar auch durch Ozeane kreist und sich ihnen doch nicht mitteilt, der aber ganze Erdteile vor der eisigen Erstarrung, vor dem Zurückfallen in uralte Aeonon bewahrt. Und so ist es wohl nur die Scheu vor der restlosen Selbstauflösung, die ihn bisher abhielt: wer ihn naht, darf nur und nichts als Gefäss sein, das sich füllen lässt von seiner Gnade, hingegen an ihn und jedes eigenen Klanges entrückt.

So spielt er und bricht mitten im Spiel, gerade, nachdem er eine Notenseite gewendet hat, ab. Er wendet den Kopf: am Eingang des Saales steht der Direktor. Er kommt aus ihm zu, in seinem Gesicht steht ein liches Leuchten, eine Güte bricht daraus hervor, die wohl von keinem Leid der Erde vertrieben werden kann.

Er schweigt, und es ist ein beredtes Schweigen. Und schliesslich sagt er:

„Bitte, besuchen Sie mich heute abend in meiner Wohnung, so gegen 8 Uhr. Es wird mich freuen, wenn Sie kommen... und ausserdem habe ich Ihnen etwas, das vielleicht für Sie wichtig ist, mitzuteilen.“

Und darauf verschwindet er ebenso lautlos, wie er gekommen ist. Ein junger Mann in einem Irrenhaus presst die Hand auf das Herz. Genau wie ein kleines Mädchen. Wie ein kleines Mädchen, das — erschrocken und beseligt zugleich — das erste Liebesgeständnis hinnahm.

Die Villa liegt, tief hinter über und über mit Knospen bedeckten Bäumen versteckt, in unmittelbarer Nähe der Anstalt, aber ausserhalb der sie umgebenden Umzäunung. Sie ist so eingerichtet, wie er sich das vorgestellt hat, vielleicht noch ein wenig gediegener. Es prunkt nichts, es prahlt nirgendwo, aber alles, jeder Einzelteil, sagt: hier bin ich zu Hause, versteht ihr? Das ist wirklich meine Welt, die ich mir geschaffen habe, mit viel Arbeit, mit Kunstverständnis und Sammeleifer.

Preiswert **Kölnisch Wasser** Erfrischend  
das beliebte Qualitätsprodukt der  
**Deutschen Apotheke - Rio de Janeiro**  
Rua da Alfandega 74 - Tel. 23-4771

## Deutsches Heim, Rio de Janeiro

Rua 7 de Setembro 140 - I  
Tel. 42-3601

**RIO DE JANEIRO**  
BAR UND RESTAURANT  
**Stadt München**  
Rua Carioca 59 / Tel. 22-3304  
(Fünf Minuten vom Rio-Hotel)

Gut bürgerliche deutsche Küche / Brahma-Schoppen  
und sämtliche Getränke / Sonntags geschlossen.

Wollen Sie billig in Deutschland reisen,  
so nutzen Sie die Vorteile der

## Registermark

Wir stellen Ihnen gern Reiseschecks oder  
Zirkularkreditbriefe aus und stehen Ihnen  
mit Auskünften bereitwilligst zur Verfügung

## Banco Germanico

da America do Sul

São Paulo

Rua Alvares Penteado 17 (Ecke Rua Quitanda)

Rio de Janeiro, Rua da Alfandega 5  
Santos, Rua 15 de Novembro 114

## THEODOR WILLE & CIA. LTDA.

IMPORT UND EXPORT

LARGO DO OUVIDOR No. 2

SÃO PAULO



### Baumaterial

Stachel- und glatter Draht

Salz „BRILHANTE“ und „THEWICO“

Sämtliche Düngemittel „RHENANIA-PHOSPHAT“

Maschinen für sämtlichen Bedarf

Landwirtschaftliche Maschinen u. Traktoren „CASE“

Waagen-Fabrik „THEWICO“

Hydraulische Pumpen „JORDÃO“

Schmieröle u. Fette „GARGOYLE-MOBILOIL“

Lokomotiven u. Lastkraftwagen „HENSCHEL“

für Gasolin- und Schwerölantrieb

Hydraulische Turbinen und Maschinen für

Papierfabrikation „VOITH“

Feuerlösch-Apparate „FLADER“ etc.

Autoreifen und Schläuche

„CONTINENTAL“



Vertreter der Schiffahrtslinie „H.S.D.G.“

Generalagenten der  
Cia. Internacional de Seguros

## Medizinischer Dienst

Vinça Mag Brinkmann & Filho

Rua Gen. D'orio 263 - Caixa 806 - Tel. 4-6013

S. Paulo

Spezialisten in orthopädischen Schuhen.  
Präpariert auf der Handwerker-Ausstel-  
lung 1888 in Weimar. Schuhe für schwa-  
che Füße und alle anderen Krankheiten.



erschliesst sich Ihnen mit jedem  
Rundfunk - Empfangsgerät von  
Telefunken. Sie hören Musik und  
Sprache in natürlicher Reinheit;  
es ist ein Genuss.

**Siemens-Schuckert S.A.**

R. Flor. de Abreu 43 - S. Paulo - Tel. 3-3157

## TELEFUNKEN

DIE ÄLTESTE ERFAHRUNG - DIE MODERNSTE KONSTRUKTION

Es ist eine Frau da, eine gute und stille,  
die mit einer Handbewegung, dem Anflug  
eines liebevollen Lächelns mehr ausdrücken  
vermag, als manche ihres Geschlechtes mit  
einer langen Rede zu sagen weiss. Sie ist  
keineswegs überrascht von diesem Besucher,  
der „von nebenan“ kommt, und wenn sie  
es wäre, so besässe sie genügend Takt, um  
es in keiner Weise merken zu lassen.

Es ist ein Mann da, der zwar nicht das  
Berufliche draussen liess, sondern der bei-  
des, Artzium und Menschsein, in einer so  
harmonischen Weise verbindet, dass nicht zu  
erkennen ist: wo beginnt das eine und wo  
hört das andere auf, und so muss und wird  
es ja wohl bei allen grossen Menschenheltern  
sein, denn über allem, über seinem urbanen  
Wesen steht der Wille zum Helden.

„Und nun erzählen Sie,“ sagt er, behag-  
lich im Ledersessel zurückgelehnt, „erzählen  
Sie alles, was Sie aus dem Herzen haben,  
wie man so sagt. Mir können Sie sich ohne  
Scheu anvertrauen, ich bin ja aus mancher-  
lei Unterlagen bereits ausreichend orientiert,  
kenne aber alles, besonders den... Vortell  
mit diesem Dr. Singer, nur von Ihrer...  
Gegenseite her.“

Gegenseite... denkt der junge Mann, und  
das Wort hat einen jubelnden Beiklang. Ge-  
wiss hat er etwas Besonderes, sagte er nicht  
mittags, er hätte vielleicht Wichtiges mitzu-  
teilen?

Und dann erzählt er. Stockend und unbe-  
holten zuerst, immer wieder unterstützt und  
zum Wesentlichen geführt durch kluge, von  
der anderen Seite an ihn gerichtete Fragen.  
Manches ist noch recht unklar, manche Lük-  
ken klaffen noch, aber sie lassen sich leicht  
schliessen. Ein junger Mann erzählt und das,  
was sich bei ihm auf den Zeitraum eines  
knappen Jahres zusammenrängte, ist beileibe  
nicht wenig. Das allein könnte bei manchem  
schwachen Menschen genügen, den Wagen  
des Lebens auf ein totes Geleise rollen zu  
lassen, vor den Prellbock des Nichtweiter-  
könnens. Es ist genug, die Signalstränge ein  
wenig zu verwirren, die da ein „Halt“ an-  
zeigen oder ein „Freie Fahrt“, und es brauch-  
te nicht einmal zu diesem Zusammenstoss ge-  
kommen zu sein, bei dem Gummiknüppel und  
Pistolenkolben regierten.

„Also die Juden...“ meint der Haus-  
herr, „und unter ihnen vor allem ein Herr  
Dr. Singer, und jetzt ist mir auch manches  
andere klar. Zu meinen Freunden haben sie  
ja nie gehört, werden es auch nie, und  
Ihnen haben Sie ja mehr als nur übel mit-  
gespielt. Man hat Ihnen nämlich — aut gut  
Deutsch gesagt — zuerst den Schädel ein-  
schlagen lassen und sie dann für verrückt

erklärt, verstehen Sie? Auf diese Weise wur-  
de der sogenannten Gerechtigkeit Genüge ge-  
tan, und man war sie los, auf die bequem-  
ste Art.

Ich könnte Ihnen das näher erklären —  
ich meine jetzt die Hiebe auf Ihren Schä-  
del und die damit verbundenen Folgen —

tachwissenschaftlich erklären, aber — davon  
würden Sie doch kaum etwas verstehen.“  
lacht er in gewinnender Herzlichkeit. Und  
sein Besucher versucht sich auch an einem  
Lächeln, und es ist das erste seit langer,  
langer Zeit.

„Dann stehen Sie nicht... zu den Juden,  
Herr Doktor?“ fragt er zaghaft. „Das ist  
für mich so... unwahrscheinlich...“  
„Ich? Sie wollen mich womit beleidigen,  
was?“ unterbricht ihn der andere. „Soll ich  
Ihnen kurz meinen Standpunkt klarlegen? Es  
dürfte nämlich — wie ich annehme — für  
Sie eine Freude sein, zu hören, dass doch  
noch nicht alle Deutschen dieser Gesellschaft  
hörig sind.“

Sie sind ja Musiker, wie ich heute mor-  
gen festgestellt habe, nun, da werden Sie  
Richard Wagner kennen. Wissen Sie, wie er  
sie nannte? Er bezeichnete den Juden als  
den plastischen Dämon des Verfalls, und das  
scheint mir die beste Formulierung zu sein.  
Sie können antagen und aufhören, wo Sie  
wollen: es bleibt immer dasselbe. Als zur Zeit  
der Kleinstaaterei die deutschen Fürsten in  
die Hände der Juden fielen, breitete sich der  
Verfall im Volke aus. Als die Juden in die  
Dichtkunst einzudringen versuchten, als einige  
Ueberhebliche unter ihnen sich vermassen, das

Erbe eines Goethe, eines Schiller anzutreten,  
begann der arrogante Literaturbetrieb, der  
jetzt bei uns seinen Höhepunkt erreicht ha-  
ben dürfte; als Marx und seine Nachfolger  
in der deutschen Arbeiterschaft Fuss fassten,  
zerrissen sie den dünnen Faden des völk-  
-



schen Zusammenhaltens durch ihre Klassen-  
kampftheorien, vernichteten unter ihnen den  
letzten höheren Idealfunk und erklärten die  
Magen- und Lohntrage zum einzigen Mit-  
telpunkt; als Wilhelm der Zweite sich mit  
den Juden abgab, begann sein Stern zu sin-  
ken; als das deutsche Staatsschiff in den  
Sturm der Unruhen von 1918 trieb, sasssen  
Juden an seinem Steuer, und Juden sind es  
auch, die unser Vaterland und die noch kom-  
menden Generationen deutscher Menschen an  
das Ausland verklavt haben. Sie sind die  
einzigen, die dabei verdienen, wie sie ge-  
nau so die einzigen sind, die den Weltkrieg  
zu einem für sie lukrativen Geschäft gemacht  
haben. Wollen Sie noch mehr hören?“ fragt  
der Mann, und es ist klar, er möchte sei-  
nen Besucher, dessen Einstellung ihm längst  
bekannt ist, aufheitern.

„Wollen Sie noch mehr hören? Soll ich  
Ihnen etwas aus meiner Berufsarbeit, aus  
meinem Gebiet erzählen? Ein kleiner Jude  
aus Wien wurde gerade in diesen Jahren auch  
bei uns zur grossen Sensation: er entdeckte  
in jedem Menschen ein Schwein, ein anderer  
aus Verona besass die Stirn, das Genie un-  
ter die Halbdioten zu zählen und den gröss-  
ten Verbrecher, wenn nicht zu verherrlichen,  
so doch ausreichend zu entschuldigen; wie-  
der andere erfanden den Irrsinn des Dadais-  
-

mus, führten das Volk von jeder wahren  
Kultur hinweg und priesen die Ausgeburt  
ihrer schmutzigen Phantasie als höchste Kunst;  
wieder ein Jude — Weininger heisst er —  
tritt vor die Öffentlichkeit und bezeichnet  
die Frauen und besonders die deutsche Frau  
als einen Morast von Abscheu und Minder-  
wertigkeit; und natürlich hat er dafür hoch-  
wissenschaftliche Begründungen, und so könn-  
te ich Ihnen eine Predigt halten, eine lange  
Predigt, die nur das eine dartut, das Wagner  
in die Worte — plastischer Dämon des Ver-  
falls — kleidete. Und das sind sie.“

Das Gesicht des jungen Mannes leuchtet:  
„Eine ausschliesslichere Predigt habe ich nie  
gehört!“ sagt er.  
„Nun — es ist nur ein kleiner Ausschnitt,  
und es ist nicht einmal viel Neues darun-  
ter,“ antwortet der Hausherr. „Erstauslich  
ist nur, dass unser Volk blind ist, dass es  
sich nicht mehr wehrt gegen diese verder-  
bende Ueberfremdung. Wie sagt Paul de La-  
garde von ihnen: wo ein Jude Fuss fasst,  
gibt es in kurzer Zeit zwanzig Juden, und  
wo es zwanzig gibt, regieren sie, weil Mit-  
glieder gebildeter Nationen die von den Ju-  
den ohne Scheu angewandten Mittel, Ein-  
fluss zu erwerben, verschmähen, weil sie zu  
rücksichtsvoll sind, frei von der Leber weg  
zu reden und nicht den Mut besitzen, zu  
handeln. So ist es, nicht anders, und ich  
sehe den Tag kommen,“ fährt der Sprecher  
langsamer fort, beherrscht und doch einen  
Teil seiner inneren Traurigkeit preisgebend,  
„an dem sich die Arier jüdisch tarnen wer-  
den, um überhaupt noch existieren zu kön-  
nen.“

„Das — glaube ich denn doch nicht!“ ent-  
fährt es seinem Besucher.

„Nun — warten wir ab! Die Anzeichen  
sprechen nämlich sehr dafür; wissen Sie zum  
Beispiel, dass sich sogenannte deutsche Schrit-  
steller bereits eines jüdisch klingenden Pseu-  
donyms bedienen, um überhaupt einen Ver-  
leger für ihre Arbeiten zu finden? Dass es  
für sie die beste Reklame bedeutet, ja, dass  
sie es in Einzelfällen bereits darauf abge-  
sehen haben, von rechtsradikaler Seite an-  
gegriffen zu werden, weil sie dann mit dem  
Hinweis darauf sofort in einem jüdischen  
Verlag unterkommen?“

„Davon hatte ich allerdings keine Ahnung,“  
murmelt der junge Mann.

„Sehen Sie? Warten wir ab, was erst noch  
kommt!“

„Und doch wird es einmal anders kom-  
men,“ flüstert der junge Mann.

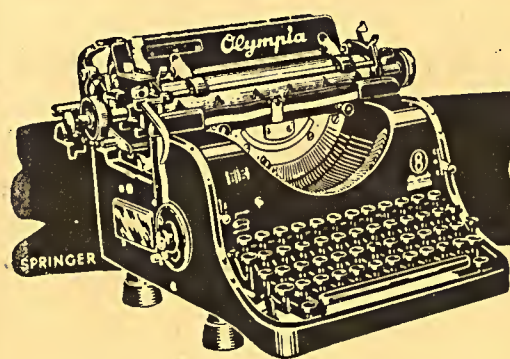
Stilles Behagen  
Deutsche Weingroßhandlung  
Rio - Caixa 1394  
Frohes Genießen!

## „Sublime“

die beste Tafelbutter

Theodor Bergander

Al. Barão Limeira 117, Telefon 4-0620



**Olympia**

GERÄUSCHGEDÄMPFT

schreibt wie gestochen, denn ...

die Eigenart und sorgfältige Bearbeitung von Segment, Typen-  
hebelführung und Prellring sowie die Qualität der Type selbst  
ergeben die mustergültige Schrift.



**Olympia Machinas de Escrever Ltda.**

**SÃO PAULO**  
Praça da Sé 43, Sobrelaja  
Tel. 2-1895

**CURITYBA / PARANÁ**  
Fernando Hackradt & Sattig Ltda.  
Rua 15 de Novembro 509.

**SANTOS**  
Paiva & Cia.,  
Rua General Camara 38

**RIO DE JANEIRO**  
Rua Theophilo Ottoni 86  
Tel. 43-0866



Die  
Wasserleitung  
ist verstopft!

Wie unangenehm. Sofortige  
Reparatur ist notwendig.

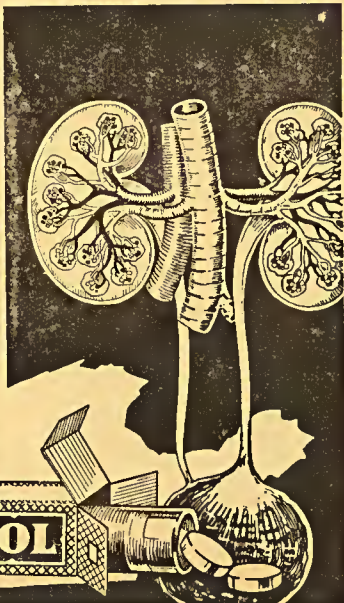
Wenn nun Ihre Harnwege  
auch nicht mehr richtig arbei-  
ten, müssen Sie, um unange-  
nehme Folgen zu verhindern,  
zu den HELMITOL-Tabletten  
greifen, die für eine allgemeine  
innere Reinigung sorgen. Ihre  
Gesundheit und ihr Wohlbefin-  
den ist dann bald wieder  
hergestellt.

Ihr Arzt wird Ihnen die Rich-  
tigkeit dieses Rates bestätigen.

Denken Sie daran, daß man  
Gesundheit und Kraft durch  
eine Desinfektion der Harn-  
wege mit HELMITOL-Tabletten  
leicht wiedergewinnen kann.



**HELMITOL**



**Deutsches Farbenhaus**  
**Henrique Zuehlke & Cia.**

S. Paulo, R. Christovam Colombo 1, Tel. 2-0671

Alleiniger Vertrieb der bekannten  
**TEMPEROL-FABRIKATE**

(Lacke - Oelfarben - Lackfarben)

Reichhalt. Sortiment in: Pinseln, Buntfarben, Oelen,  
Schablonen und sonstigen Malerbedarfsartikeln.

**ORCHIDEEN-SCHMIDT**

Rua Augusta 2786, Tel. 8-3697 - Verlangen Sie Preisliste



In Santos an der Praia

Praça da Independencia 7/14

**Hotel Deodoro**

Schönes deutsches Haus. — Niedrige Preise. —  
Erstklassige Küche. — Bes.: **Conr. Müller.**

Leckere Kuchen, köstliche Puddings

mit  
**Walter Kirchhoff's**  
Backpulver Berlin, Puddingpulver  
Maispuderstärke Milhomina usw.  
in allen Lebensmittelgeschäften  
erhältlich  
**Walter Kirchhoff** Telef. 3-8658 São Paulo

**CASA TURF**

Rua Direita 13-a

Das deutsche Haus für feine Herren-Artikel

JENKE & SCHAEFFTER

**Sachmann**

gesucht für Ziegelei und Tonwarenfabrik, der in  
der Lage wäre, nach gutem Erfolg die Fabrik  
und Landwirtschaft käuflich zu übernehmen.

Heinrich Eugler, Castro, Parana'

**Gebrauchter elektr. Eisschrank**

mit vier Türen, in gutem Zustand,  
billigst zu verkaufen.

**Möbelhaus Walter Schulz**

R. Gen. Couto de Magalhães 13 / Tel. 4-3287

Reiche Auswahl in Vorlagen aller Preislagen.

Fachmännischer Rat bei Anfertigungen.

Grosser Stock in neuen und gebrauchten Möbeln

**Kauf - Verkauf - Tausch**

**H. S. D. G.**

Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft

Seit 67 Jahren regelmässiger Südamerikadienst

**General Artigas**

fährt am 30. August nach: RIO DE JANEIRO, BAHIA,  
PERNAMBUCO, MADEIRA, LISSABON, BOU-  
LOGNE S/M, BREMERHAVEN und HAMBURG

**Antonio Delfino**

fährt am 13. September nach: RIO DE JANEIRO, BA-  
HIA, MADEIRA, LISSABON, BOULOGNE S/M, BRE-  
MERHAVEN und HAMBURG

| Dampfer                | Nach<br>Rio da Prata | Nach Europa  |
|------------------------|----------------------|--------------|
| <b>General Artigas</b> |                      | 30. August   |
| <b>Antonio Delfino</b> | 15. Septemb.         | 13. Septemb. |
| <b>Cap Arcona</b>      | 11. Septemb.         | 23. Septemb. |
| <b>Madrid</b>          | 15. Septemb.         | 28. Septemb. |
| <b>General Osorio</b>  |                      | 4. Oktober   |

Besondere Ermässigungen für Touristen  
in der ersten, zweiten und Mittel-Klasse.

Auskunft und Beratung:

**THEODOR WILLE & CIA. LTDA.**

São Paulo — Santos — Rio — Victoria

**Brahma-Brantub'l**  
Rua Dom. de Moraes 99  
Täglich Konzert



In allen  
Fachge-  
schäften  
zu haben

„Es müsste schon ein Wunder geschehen,“  
schliesst, resigniert, der Hausherr. „Aber —  
hoffen wir auf dieses Wunder, und ... ho-  
ten Sie auch für sich selbst,“ setzte er, in  
völlig verändertem Tonalität hinzu. „Denn ich  
höre ja: Sie beobachten schon wieder scharf,  
für die über Sie abgegebenen Gutachten gebe  
ich ohnedies nichts. In einigen Tagen müs-  
sen Sie es ganz überwunden haben!“

„Und dann ...?“ flüstert der andere. Und  
darum umflort sich sein Blick, er fällt jäh  
wieder zurück in die alte Düsternis, die Schat-  
ten breiten sich wieder aus, immer noch  
hängt der dunkle Vorhang in seinem Innern,  
der ihm den Eintritt in das wache Sein ver-  
wehrt.

Der Arzt beobachtet es, kämpft mit einem  
jäh aufgetauchten Entschluss. Er wird es ver-  
tragen können, sagt er sich, er ist im Kern  
gesund — ein gewaltiger Ruck könnte ihn  
wohl wieder mit einem Schlag auf die rich-  
tige Bahn bringen. Und doch vibriert sogar  
seine Stimme ein wenig, als er leichthin sagt:

„Ich hörte Sie heute spielen, wie wäre  
es, wenn Sie sich dort an den Flügel set-  
zen? Musik tut immer gut ...“ und damit  
erhebt er sich, geht zum Notenschrank.

Der junge Mann steht auf. Er setzt sich  
auf den ledergestülpten, lehnlosen Stuhl  
vor dem Instrument, der Hausherr breitet  
ein auf dem Rücken verborgen gehaltenes  
Notenblatt vor ihm aus, der junge Mann stellt  
es auf die Leiste des Deckels. Er sieht: Mo-  
zart.

Er hebt die Hände, um zu spielen, der

Arzt verfolgt jede Phase mit brennender Be-  
gier, doch der Mann lässt die Hände wie-  
der sinken. Beugt sich vor, beugt sich sehr  
langsam vor, dann nehmen seine Hände das  
Notenblatt, und ein Laut, der nicht von den  
Lippen und nicht von den Stimmbändern her-  
vorgebracht wurde, entringt sich seiner Brust.  
„Nun ... bin ich ... wirklich ... wahnsinnig  
...“ murmelt er darauf, „denn das — ist  
unmöglich!“

„Sie sind nicht wahnsinnig, sondern Sie  
sind gesund! Was Sie da in Händen halten,  
kam auf Umwegen zu mir, mit Ihrer Adre-  
se. Und das Mädchen ist tot — und der  
Mann auch. Man fand sie — vergiftet!“

Ein zweiter Schlag, ärger als der des Kol-  
bens, trat ihn vor den Schädel. Ein solcher,  
der gewaltsam zurechtrückte, was gewaltsam  
in Unordnung gebracht wurde.

Er hält Mozarts letzte Komposition in sei-  
nen Händen. Dieselbe, die er an jenem Sonn-  
tagmorgen in ihrer Wohnung spielte. Auf  
die Innenseite des Titelblattes hat sie die  
Worte geschrieben: Du hattest doch recht,  
man soll nicht über Zäune klettern.

Ein junger Mann legt plötzlich die Hände  
vor das Gesicht und weint. Lautlos quellen  
die Tränen. Es ist zuviel, es ist viel mehr  
als nur zuviel. Man riss ihn zwar vom Ab-  
grund zurück, aber man riss auch seine See-  
le auf. Und der Berg des Wehs erdrückt  
ihn fast, denn nun erst weiss er: er ist in  
einem Irrenhaus. Zum erstenmal schlägt ihn  
die taghelle Erkenntnis, wohin er gekommen  
ist, er weiss es ganz genau, er braucht

nicht zu fragen — wo bin ich — denn es  
steht alles sichtbar, so klar wie der Gipfel  
eines Gletschers in der Höhlensonne, vor sei-  
nen Augen.

Er kennt jeden Vorgang der letzten Zeit,  
er sah ja auch alles vorher, er erlebte es  
selbst, musste hindurch, nur — vordem lag  
alles, wie unangreifbar, unter einer schwe-  
ren Glasplatte, und diese Glasplatte wurde  
mit einem Gewaltstoss zertrümmert, und die  
Splitter traten tief ins Fleisch. Und die Wun-  
de seines Lebens bluteten ...

Der Arzt lässt ihn gewähren, lässt ihn  
weinen. Führt ihn langsam zurück, mit be-  
hutsam streichelnden Worten. Er sieht, er  
hat gesiegt, die ätzende Wahrheit zertrass  
alle Schlacken der Letztzeit, zum Vorschein  
kam der Kern. Zum Vorschein kam der gu-  
te, alte, der nun ein wenig leidgeprüfte Pe-  
ter Mönkemann. Und mochte er auch we-  
nen, gerade das war schönstes Symptom die-  
ser Pferdekur, er würde bald wieder von  
Tränen zu anderem anlangen.

„Es ist ein etwas rätselhafter Fall,“ be-  
ginnt der Arzt, im Raum auf und ab gehend  
und seine Zigarre rauchend. „Die Zeitungen  
waren tagelang voll davon, denn für die Oet-  
tentlichkeit ist die Angelegenheit ziemlich  
schleierhaft. Der Mann war kurz vor dem  
noch befördert worden, allem Anschein nach  
muss das Mädchen aber zum Gift gegrif-  
fen haben, als Tochter eines Apothekers wuss-  
te sie ja am besten damit umzugehen.“ Er  
schweigt lange.

Er hört kaum die Flüsterworte des ande-

ren, er erahnt sie mehr: „Nein —“ antwor-  
tet er, „einen Brief oder etwas Ähnliches  
hat man nicht finden können, das gerade  
war für die Behörde das Erstaunliche. Und  
das Notenblatt dort hat sie — dem Post-  
stempel nach — einen Tag vorher aufgege-  
ben.“ (Schluss folgt)

Ein Ratshlag

Nach längerem Aufenthalt im Krankenzimmer  
oder bei einem Krankenbesuch besteht leicht die  
Gefahr, sich trotz aller üblichen Vorsichtsmaassregeln  
anzustecken. Man wasche sich deswegen nicht nur  
sorgfältig die Hände und gurgle mit reinem oder  
Salzwasser, sondern nehme auch obendrein zwei  
Pantflavinapfistillen. Die Möglichkeit, sich eine An-  
gina, Diphtherie oder eine andere Krankheit zuzue-  
ziehen, wobei die Infektion durch den Mund er-  
folgt, wird dadurch vermieden.

Pantflavinapfistillen ersetzen in bequemer, bestim-  
mlicher und schmackhafter Form die antiseptischen  
Gurgelwasser, die vielfach sogar schleimhautreiz-  
end wirken.

Bei Grippe, Diphtherie- und Scharlachepide-  
mien unterlasse man es daher keinesfalls, regel-  
mässig eine oder zwei Pantflavinapfistillen zu neh-  
men, um einer drohenden Infektion sicher vor-  
zubeugen.

Kindern, die mit grippekranken oder diphtherie-  
verdächtigen Spielgefährten zusammengewesen sind,  
gebe man eine Tablette im Lauf des Tages und  
eine zweite vor dem Schlafengehen.

# Zur Goldenen Höhe

Roman von Otto Hawranek • Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin

(12. Fortsetzung)

Drave kam auf seinem gefährlichen Weg nur langsam voran, weil er nicht sprang und lief, sondern bedächtig arbeitete. Jetzt musste doch schon der erste Schuss hochgehen? Nein: Drave stieg jetzt sogar noch am Felsen der Abschlachtstelle empor, zog ab, kletterte gleichmütig wieder herab und ging, an der qualmenden Sprengstelle vorbei, zum nächsten Schuss. Seine Füße schritten im blauen Dunst.

„Nein —!“ Käthe war marmorblass. Sie presste die Hände an den Mund und dann vor die Augen; sie konnte es nicht mehr mit ansehen.

Oskar Fabinke auch nicht. Er spürte ein Zittern aller Glieder und konnte nichts dagegen tun. Auch viele der Umstehenden, die das noch nicht erlebt hatten, hatten kalkige Gesichter. Da konnte Fabinke sich nicht mehr halten. „Drave —! Mann —! So laufen Sie doch weg!“ schrie er und wart die Arme in die Luft.

„Keine Autregung, Herr Fabinke — bei uns herrscht Ordnung!“ klang eine lachende Stimme aus. „Bei uns geht alles nach der Uhr!“ Bilgram ging an dem Mann mit der roten Fahne vorbei.

Drave hatte den letzten Schuss abgezogen und kam nun mit schnellerem Schritt heran. Er sagte ein paar Worte zu dem Bauführer, und beide stellten sich hinter eine Kipplore.

Die Zuschauer atmeten auf, und jeder hatte in diesem Augenblick etwas für den lachenden jungen Schachtmeister übrig. Nicht zuletzt die Männer des Krieges, die solche Kaltblütigkeit zu werten wussten.

Mit einem Kanonenschlag ging der erste Schuss hoch, hob einen riesigen Schwall von Dreck und Gestein aus, der prasselnd niederstürzte. Schlag auf Schlag folgten jetzt die Explosionen. Schwarze Rauchkegel standen gegen den Himmel und glühten in sich zusammen. Erdbrocken und Steine flogen durch die Luft; unter ohrenbetäubendem Krachen und Bersten sanken ganze Felswände auf die Sohle.

„Acht... Neun...!“ zählte Max Kuhne. Stille ringsum; Stille auf der Strecke. Rauch zog in dicken Schwaden. Die Frontsoldaten unter den Zuschauern verzogen das Gesicht und schnüffelten widerwillig. Ein verdammt bekannter Geruch, der jäh Erinnerungen wachrief, die ein Frösteln über die Schultern jagten. Das war hier jetzt nicht anders, als hätten „Fünftzehner“ eingeschlagen. Nur wurde damals weder ein Warnungssignal geblasen noch eine „Gefahrenstrecke“ abgesperrt. „Verdammt — der zehnte Schuss kommt mocht!“ knirschte Max Kuhne durch die Zähne. „Versager!“ bestätigte der Mann mit der roten Flagge und warnte: „Es bleibt abgesperrt, bis das Signal kommt!“

„Ja, was wird denn nun? Der Schuss kann doch jeden Augenblick noch hochgehen? Es kann doch niemand —?“ Oskar Fabinke rüttelte Max Kuhne aufgeregt am Arm.

Der deutete mit einer Kopfbewegung voraus: Die Schachtmeister und Bilgram gingen vorsichtig auf die Sprengstelle zu... „Ja“, erklärte Kuhne, „da muss jetzt der Sprengmeister ran. Wer denn sonst?“

„Na, und was geschieht weiter?“

„Der Schuss wird angebohrt“, verkündete Max Kuhne sachlich.

„Ich danke —! Na, ich danke —! Wenn jetzt der Schuss —?“

„Er wird schon nicht! Da — jetzt kommt das Signal!“

... Auf dem Heimweg ging Käthe stumm neben Oskar Fabinke her. Alle Angst in ihr war verblasst; ein Leuchten stand in ihren Augen.

Der Wirt murmelte immer wieder kopschüttelnd vor sich hin: „Verwegene Kerle! Alle Achtung — das sind Männer, kalt wie Hundeschneuzen... Dieser Drave —!“ Plötzlich hob sich seine Stimme. „Da muss ich mal geradeheraus tragen: Wie gefällt Ihnen dieser Drave, Fräulein Käthe?“

„Sehr gut“, sagte sie leise.

Darüber schien sich Oskar Fabinke mächtig zu freuen. Er rieb sich vergnügt die Hände, aber er sprach kein Wort mehr.

Die geschäftlichen Dinge der Wirtschaft wurden in einem Büroraum abgewickelt, den eine grosse Schiebetür vom Hausflur trennte. Im Sommer, wenn die Feriengäste kamen, wurde diese Tür geöffnet, und es entstand eine Art Hoteldiele. Im ersten Stock aber hatte Oskar Fabinke sein „Allerheiligstes“. Das war ein schönes Herrenzimmer, das durch einen Geldschrank besondere Würde erhielt. In ihm barg Fabinke all die wirtschaftlichen und menschlichen Geheimnisse seines fünfzigjährigen Lebens.

Ott sass er vor diesen Dokumenten und Mappen, von widerstrebenden Gefühlen bewegt. Wohl erfüllte ihn die Freude des sorglichen Kautmanns, sein Vermögen bewahrt und vermehrt zu haben, aber es war auch Trauer in ihm, kein eigen Fleisch und Blut auf die

ser Welt zu wissen, dem er all das Ererbte und Erschaffte einmal zu neuem Lebensaufbau vererben könnte.

In den letzten Monaten jedoch hatten alle diese Gedanken eine andere Richtung genommen, um nun in feste Entschlüsse zu münden, die ihn mit Glück und Freude erfüllten. Käthe Collet hatte vor ihm bestanden! Es gab auch keine Zweite mehr über ihren weiteren Lebensweg. Oskar Fabinke sah schon Knirpse mit dunklen Schöpten und blauen Augen im Garten der „Goldenen Höhe“ umhertollen und hörte eine winzige Käthe mit Krähstimmchen „Grossvati“ rufen... Da wird ihm das Herz weit und warm; er fühlte die Augen feucht werden und schämte sich dessen nicht.

Er wusste alles über den Schachtmeister Oswin Drave, was ein Auskunftsbüro hatte zusammentragen können. Er hatte ihn auch selbst fortgesetzt scharf beobachtet, und seine Zuneigung zu ihm war noch gewachsen. Um ganz sicherzugehen, wollte er sich vertraulich an den Bauführer Bilgram wenden.

Immer auch kreisten seine Gedanken um die würdige Form, mit der er Käthe an sich fesseln könnte. Gewiss, er konnte sie an Kindes Statt annehmen. Doch dann würden die Fragen nach ihrem Woher nie verstummen. Weder Drave oder noch sonst jemand, am wenigsten Käthe selbst, sollten von den vergangenen Dingen mehr wissen, als notwendig wäre. Hier stand auch die Sorge auf, ob Oswin Drave sich nicht an Käthes Herkunft stiesse; und diese Enttäuschung also musste man dem Mädchen ersparen.

## Uricedin

„Stroschein“



35 Jahre Erfolg bei:

**Harnsäure-, (Acido urico)  
Nieren-, Blasen-  
u. Gallenleiden.**

N. B. Eine Uricedin-Kur zuhause ersetzt die teure Badereise. Fl. zu 50 und 100 gr.

Gen.-Depot: Hans Molinari & Comp., Rio, Caixa Postal, 533

Ganz plötzlich fasste er den Entschluss, mit Gustav Bilgram, der sich doch seinen „Freund“ genannt hatte und den er hochschätzte, offen über den Fall zu sprechen. Er hatte das untrügliche Gefühl, dass der nicht nur schweigen, sondern ihm volles Verständnis entgegenbringen würde.

In der Gegenabendsunde griff er zum Hörer. Seine Stimme hatte feierlichen Klang. „Ich danke für Ihre Bereitwilligkeit! Ich bitte, durch den Flur geradeaus und über die Treppe zu gehen. Dann erste Tür links. Höchstwahrscheinlich aber werde ich Sie vor dem Haus erwarten.“

... Ja: Oskar Fabinke stand vor der Haustür, als die verabredete Abendsunde gekommen war. Er verbeugte sich und bedankte sich nochmals mit wohlgesetzten Worten.

Bilgram hatte Lust, mit einem Scherz zu antworten, aber etwas in dem Gebaren des Wirtes hielt ihn davon ab. Plötzliches Misstrauen stieg in ihm auf. Sollte Fabinke ein Anliegen wegen des Strassenbaus haben? Das wäre schade; denn er müsste jedes unbillige Verlangen zurückweisen, und damit wäre es wohl mit der bisherigen Eintracht in der „Goldenen Höhe“ vorbei.

Oskar Fabinke bemerkte die plötzliche Zurückhaltung seines Gastes, und grosse Unsicherheit befiel ihn, während er die Tür zum „Allerheiligsten“ öffnete.

„Hübsch haben Sie's hier“, sagte Bilgram — nur, um etwas zu sagen.

„Jawohl“, äusserte Fabinke bescheiden, goss Rotwein in die Gläser, und seine Hand zitterte dabei. Er fühlte, dass er sehr aufgeregt war, und fand jetzt sein Vorhaben ungeheuerlich. Ueber seine Vergangenheit konnte er wohl auch mit diesem Herrn Bilgram nicht sprechen. Schon rein äusserlich war zu sehen, dass der Baumeister sehr uninteressiert schien.

Ein peinliches Schweigen entstand. Bilgram räusperte sich; er wollte die Lage klären. „Sie können über alles mit mir sprechen, Herr Fabinke, aber nicht über Anliegen, die den Strassenbau betreffen. Das geht mich nichts an. Wenden Sie sich, bitte, damit an das Staatliche Strassen- und Wasserbauamt oder an Ihre Stadtgemeinde!“

Oskar Fabinke sah seinen Gast fast entsetzt an, aber eine grosse Betrügnis stieg in ihm auf. Er atmete tief, und Mut und Schwung kehrten zurück. „Nein, nein! Wie können Sie so etwas von mir denken, Herr Bilgram? Keine Rede davon! Ich möchte an Ihre eigenen Worte bei der kleinen Geburtstagsfeier, die ich auszurichten die Ehre hat-

te, anknüpfen: „Sie zeigen Ihrer Umwelt die Bereitwilligkeit, gewisse Pflichten zu erfüllen und den Zeitgeschenissen so nahe zu sein, dass Sie sich jederzeit einschalten können, wenn Sie wollen oder müssen!“ Dieser Zeitpunkt ist für mich gekommen: Ich will und muss! Es handelt sich um Ihren Schachtmeister Drave — und mein Fräulein Käthe!“

„Potztausend! Wenn es um diese beiden jungen Menschen geht, bin ich herzlich gern zu einer Aussprache bereit.“

„Danke!“ Fabinke reichte dem Baumeister mit feierlichem Gesicht Feuer für seine Zigarre und setzte seine eigene umständlich in Brand. Er sah dabei sein Gegenüber nicht an. „Mein Vertrauen zu Ihnen ist so gross, dass ich Ihnen, an einem gewissen Wendepunkt meines Lebens stehend, als erstem Menschen etwas über mich selbst erzählen möchte. Sie wissen dann, wer Käthe Collet ist, und werden uns auch fernerhin, so hoffe ich, freundlich gesinnt bleiben. Für alle Fälle bitte ich Sie von vornherein, mich nicht zu verlachen...“ Er senkte mit einem hilflosen Lächeln den Graukopf.

Bilgram suchte nach einer starken Versicherung dafür, dass er keinesfalls lachen würde. „Bitte, sprechen Sie, Herr Fabinke! Vertrauen gegen Vertrauen! Ich werde Ihnen dann, zum Dank, von mir erzählen. Alles aber, was wir auch zur Sprache bringen werden, bleibt hier in diesem Zimmer!“ Er streckte dem Wirt die Hand entgegen, die Fabinke ersten Blicks herzhafte drückte.

Dann berichtete er von Julienne Collet, denn sie war sein Leben gewesen. Er, der sonst so leicht grosse Gesten fand, erzählte mit kargen Worten. Er beschönigte nichts und belächelte sich dabei in einer Art, die dem Zuhörer weh tat. Er sah immer auf die Tischplatte. Wenn die Stimme stocken wollte, trieb er sie hastig vorwärts, bis er bei Käthe Collet angelangt war. „Ein grosser

Mensch wird wohl im Laufe seines Lebens grösser, ein geborener Narr aber närrischer. Zweifelloso habe ich dieses Kind jahrelang gehasst — wie es sozusagen meine Pflicht war. Als ich aber das Mädchen zum erstenmal sah, stürzte dieses Gefühl in mir zusammen, und es stieg mir die jäh Erkenntnis auf, dass ich da einen Menschen vor mir hatte, dessen Schuldlosigkeit gerade dann am augenfälligsten war, wenn ich ihn mit mir in Berührung brachte. Was ich für Hass gehalten hatte, war nichts als tiefverletzte Eitelkeit und eine gewisse Entrüstung, die aus einer veralteten gesellschaftlichen Moral gewachsen war. Immerhin aber konnte in diesem Mädchen die Julienne Collet wieder geboren sein, denn rein äusserlich war die Ähnlichkeit gross. So wollte ich sie erst prüfen, und ich versichere, ich wäre diesmal hart geblieben, hätte ich die Eigenschaften der Mutter in ihr entdeckt; sie wäre dann als „Fräulein Käthe“ wieder gegangen, wie jede andere Bedienung nach einiger Zeit den Platz wechselt... Ich bin nun über alle Massen darüber glücklich, dass es anders ist, und ich bekenne Ihnen, Herr Bilgram, dass mir meine Schwäche für das Mädchen nicht im mindesten komisch vorkommt...“ Und nun entwickelte er seine Pläne.

Gustav Bilgram hatte mit warmer Anteilnahme zugehört. Er stellte Oswin Drave das beste Zeugnis aus und empfahl, ihm völlig reinen Wein einzuschleusen; er wäre der Mann dazu, die Dinge richtig zu verstehen. Als er weitersprach, war grosse Herzlichkeit in seiner Stimme. „Herr Fabinke: Sie haben recht, wenn Sie sagen, Sie stünden an einem Wendepunkt Ihres Lebens. Sie sind im Begriff, einer unglückseligen Lebensgeschichte einen wunderschönen Endabschnitt anzufügen. Aus Ihrem Leben wächst damit nunmehr nicht nur ein hoher Gewinn für Sie selbst, sondern Sie schütten auch ein Glückshorn über ein junges Menschenkind aus, das bisher auf des Daseins Schattenseite stehen musste. Ihr eigenes Erwerben, Ihr Schaffen und Wirken erhält damit einen hohen Sinn. Dass Sie nach den Irrungen und Wirrungen zu diesem Entschluss kommen konnten, zeigt, dass Sie kein kleinlicher Mensch sind. Ich freue mich, Ihr Vertrauen zu besitzen, und gestehe Ihnen offen ein, dass ich grosse Hochachtung vor Ihnen habe!“ Bilgram streckte die Hand aus.

Oskar Fabinke schlug mit leuchtenden Augen ein.

„Ich will zum Beweis dafür, auch Ihnen Vertrauen schenken, obwohl wir Männer selten Gewinn aus einer solchen Aussprache

## GROSSE AUSWAHL IN Kretons und Leinen

für Tisch, Bett- und Haushalt-Wäsche

—o—

ZUR ANFERTIGUNG VON

## Aussfeuern

empfehlen wir unsere Näherel.

—o—

## Tapisserie - Arbeiten

werden fachmännisch ausgeführt.

KOSTENANSCHLAG BEREITWILLIGST

## Casa Lemcke

S. PAULO, Rua Libero Badaró 303

SANTOS, Rua João Pessoa 45-47

ziehen, sofern wir nicht, wie Sie, eines Rates bedürfen. An meinem Falle aber würde auch das klügste und beste Wort nichts mehr ändern können... Die Firma Bilgram u. Co. war ein angesehenes Bauunternehmen in Hannover. Mein Vater nahm mich als Teilhaber auf, als ich Luzia von Kemp heiratete. Es war eine grosse Liebe beiderseits und eine Täuschung unmöglich. Ich sah sofort, dass die Firma mit grossen Schwierigkeiten kämpfte, während mir mein Vater vorher den letzten Einblick verweigert hatte. Sie wissen, wie ungünstig die Zeiten damals für das Baulach waren. Die eine Bilanz war noch gut, die andere erschreckend. Diese Tatsache trieb mich im zweiten Jahr meiner Ehe hinaus auf die Baustellen, um Ingenieure und Techniker zu ersetzen und allerlei Missstände zu beseitigen. Ich habe wie im Fieber gearbeitet, um die Firma und damit die Existenz zu erhalten. In Jahrestriest wollte ich es geschafft haben. Ich leitete damals einen grossen Bahnbau, in entlegener Gegend, wo nur Barackenunterkunft möglich war. Ich konnte Luzia nicht bei mir behalten. Sie kam zuweilen für ein oder zwei Tage und weinte bitterlich, wenn sie wieder langen Wochen der Trennung entgegenseh. Erst hinterher wollte es mir scheinen, als wäre sie schon damals sehr verändert gewesen. Aber ich war so in meine Arbeit verstrickt, dass ich sie nur immer vertröstete: In wenigen Monaten ist diese Zeit vorbei! Aber ich hatte mich getäuscht; ich konnte einstweilen nicht abkommen. Es ergaben sich unerwartete Schwierigkeiten; ein Brückenbau über eine grundlose Stelle musste eingeschoben werden, der die Bauzeit verlängerte, aber auch den



Verdienst erhöhte. Die bittenden, sehnstüchtigen Briefe meiner Frau beachtete ich im Drang der Arbeit zu wenig. Als sie einmal ganz verzweifelt von ihrer inneren Einsamkeit und Verlassenheit schrieb, antwortete ich ein wenig ungeduldig, sie müsse ebenso tapfer sein wie etwa die Frauen der Marineoffiziere.“

Gustav Bilgrams Gesicht erlosch plötzlich; seine Stimme wurde brüchig. „In meiner Baracke lag ich einige Tage später, dass der Personenkraftwagen eines Herrn von Hohenstein an einem ungeschützten Eisenbahnübergang vom Zug erfasst und zertrümmert worden sei. Das Ehepaar Hohenstein war, nach Aussagen des Streckenwärters, sofort tot gewesen. Diesen Herrn von Hohenstein habe ich nie gekannt, nie gesehen, und sein Name war auch von meiner Frau niemals erwähnt worden — niemals... Ich erhielt die turchbare Nachricht, meine Frau sei auf einer Autotour tödlich verunglückt. Der Polizeikommissar war überaus diskret; er hatte verhindert, dass weitere Zeitungsnotizen oder Berichtigungen erschienen. Und mein Vater hatte ein übriges dazugesagt, jedes Gerücht zu unterdrücken, dass Luzia Bilgram mit einem auch ihm völlig fremden Herrn von Hohenstein verunglückt sei... Von meiner Seelenverfassung in jenen Tagen will ich schweigen. Ich stand völlig leer und ausgehöhlt an der Gruft. Dann war nur noch Raum für eine einzige Frage, und diese Frage blieb offen und wird es ewig bleiben: Wohin fuhr Luzia mit diesem Herrn von Hohenstein?“

„Aber — mein Gott — das ist ja turchbar!“ Oskar Fabinke starrte seinen Gast entsetzt an.

(Fortsetzung folgt)

## Betrieb zu verkaufen

Tisch-, Bett- und Weisswäsche-Betrieb, Näherei und Stickerei, zu verkaufen.

Rua Condessa São Joaquim 165 / São Paulo

Familienpension  
**CURSCHMANN**  
Rua Florenço de Abreu  
133, Sohr. (bei Bahnhof)  
Telephon: 4-4094

## PENSION

in São Paulo, zentral gelegen, 15 Jahre bestehend, bestens eingeführt und gut ausgestattet, ist zu verkaufen. Erforderliches Kapital 16 Contos. Gefl. Anfragen unter „Pension“ Caixa Postal 3307.

Familienpension  
**Albine Mayer**  
RUA AUGUSTA 100  
(bei Olinda-Schule)  
Wien. Küche. T. 4-7055



## Violinen

komplett schon von

**130\$000**

Mandolinen, Gitarren, Mund- u. Handharmonikas Saiten und Zubehör

**CASA HERTEL**

Praça Dr. Gen. Marques 52  
CURITYBA — Paraná

# Von der Einheit der deutschen Musik

Von Dr. habil. Herbert Gerigh

Seit je bestand über die Grenzen von Dvořákstaaten und auch über große Länder hinweg die Idee eines deutschen Musikraumes, ebenso wie etwa die eines italienischen. Eine der kulturhistorischen Merkwürdigkeiten besteht in der Tatsache, daß selbst starke und anhaltende Uebersehnungen mit Fremdem eine Vermischung der Grenzen nicht brachten. Landesgrenzen sind nicht selten etwas Willkürliches, aber trotzdem werden sie oft genug von einer Wissenschaft in Dienste nationaler Leidenschaften als ansehnlich für die Zuordnung künstlerischer Persönlichkeiten betrachtet. Dabei ist es eine Selbstverständlichkeit rassistisch gebundenen Denkens, daß einmal die Volkstumszugehörigkeit und darüber hinaus die blutmäßige Bindung überhaupt das Wesentliche sind. Ebenso wenig wie Hans Pfitzner durch seine in Moskau erfolgte Geburt Russe wird, können die vielfachen Versuche, Beethoven Belgien zuzuweisen, ernst genommen werden.

Ueber die musikalischen Schöpfungsarten hinaus ist der deutsche Musikraum infolge einer gemeinsamen künstlerischen Haltung vorhanden, und zwar genau so zur Zeit des Eindringens und der Umformung der transalpinen Gregorianik wie in der Gegenwart. Es hat sich allerdings stets als ein ungewöhnlich schwieriges Unterfangen herausgestellt, die Elemente des Deutschen in der Musik begrifflich klar zu erfassen. Was alle empfinden und was trennende Schranken im Ton einreihen kann, vermochte man meist nur unzulänglich in Worte einzufangen, so daß Richard Wagner erklärte: „Was ist Deutsch? Ich geriet vor dieser Frage in immer größere Verwirrung.“

Zweierlei ist Aufgabe unserer Zeit: die gewisshafte Klärung der Beziehungen von Musik und Rasse im allgemeinen und in diesem Zusammenhang die Klärung der eigentlich deutschen Elemente in der abendländischen Musik. Hier muß mit größtmöglicher Unterstützung des Staates in aller Bescheidenheit gearbeitet werden ohne den Anspruch, nun sofort umfassende und endgültige Erkenntnisse zu postulieren. Man läßt bei den vielen gutgemeinten Versuchen, zu diesem aktuellen Thema Stellung zu nehmen, meist außer acht, daß nur sorgfältigste Prüfung der Methoden und ihre sorgfältige Anwendung zu Ergebnissen von Bestand führen können und daß das freie Spiel der Phantasie auch unter dem Deckmantel der Wissenschaft hier versagen muß.

Von dieser gesicherten Grundlage aus — das ist das zweite — wird dann eine unumstößliche Sichtung und Ordnung möglich werden, die den in sich fest gefügten Bau der deutschen Musik, dessen Vorhandensein selbst von böswilligsten Gegnern nicht bestritten wird, wissenschaftlich einwandfrei unterbaut. Innerhalb eines einheitlichen Volkstums bedarf es dessen zwar nicht unbedingt, aber im Interesse der endgültigen Vereinigung der Grenzfälle oder auch der grotesken Annahmen bestimmter Kreise, wird die Hilfe der Wissenschaft wertvoll. Wie sehr der rassistische Instinkt die Maßstäbe aus sich heraus nimmt, beweist die aufbauende Rolle der musikalischen Kritik seit ihren Anfängen, sofern sie von einwandfreien deutschen Menschen ausgeht wurde. Das muß betont werden, weil vielfach die Auffassung um sich gegriffen hat, daß die notwendige Abwehr der verjudeten, international gerichteten Musikkritik (die sogar zum Einsatz staatlicher Mittel geführt hat) jede musikalische Tätigkeit schlechthin betrifft. Das ist nicht der Fall, denn die Musikkritik ist nicht nur Wegbahner deutscher Musiker gewesen, sondern immer auch der Sprecher für die deutsche Musik und die Idee ihrer Einheit. Von E. T. A. Hoffmann und C. M. von Weber führt da eine verbindende Linie über Robert Schumann, Richard Wagner und viele andere bis zu Kreßschmar, Heuß in die Gegenwart.

Es zog viele deutsche Musiker hinaus in fremde Lande, wo sie sich in artigeren Grundlichkeit mit dem Fremden (und dem Exotischen) auseinandersetzten. Es gab bei uns auch viele Mächtige, die dem fremden Musiker einen Platz vor dem eigenen einräumen zu müssen glaubten. Die Reinheit der deutschen Musik blieb aber gewahrt trotz einer gelegentlich tiefgehenden Entartung des Geschmacks bestimmter Hörerkreise.

Mozart eiferte italienischen Vorbildern nach; er vertonte im Brand der Zeit italienische Texte; er konnte dem oberflächlichen Betrachter geradezu als musikalischer Kosmopolit erscheinen. Er war aber der Schöpfer der deutschen Spieloper und sein Traummusik bestand in einem deutschen Nationaltheater. Italien verhält sich bis auf den heutigen Tag im wesentlichen gerade denjenigen seiner Schöpfungen gegenüber ablehnend, die besonders italienisch erscheinen könnten. Insofern ist Mozart ein Schulbeispiel dafür, daß es nicht auf das Gewand, sondern auf den geistigen Gehalt, auf den Kern ankommt. Und da besteht notwendig bei einem deutschen Künstler aus dem Blut heraus die Erkenntnis des ihm Gemäßen, und man muß sehr vorsichtig sein bei der Weitergabe jener überlieferten „Weisheit“ von der Ueberfremdung des deutschen Musikschaffens. Wenn es bei Mozart überhaupt eines Beweises seiner blutmäßigen Zugehörigkeit bedarf, braucht man nur die Briefe nachzulesen, die das Bild eines der großen, überzeitlichen Deutschen spiegeln.

Händel bereite die wichtigsten Musikstätten seiner Zeit. Er nahm Italienisches so auf, daß man ihn dort als einen der Großen feierte; er beherrschte den französischen Stil; er wurde schließlich der Abgott Englands, dessen bedeutendster Meister auf musikalischem Gebiet er bis heute ist. Und doch blieb er in allem der Deutsche aus sächsisch-schle-

sischem Stamme. Ebensovienig man aus einem Pudel einen Dackel machen kann, vermochten die Umwelteinflüsse die Erbmasse der heroischen Erscheinung Händels umzumodeln.

Wir sind weit davon entfernt, in anderer Völker Bereiche einzudringen oder ihnen gar große künstlerpersönlichkeiten streitig zu machen. Aber wir kommen zu einer klaren Feststellung: was ein wahrhaft deutscher Musiker geschrieben hat, ist deutsche Musik auch dann noch, wenn sie sich unter fremdem Aufputz zeigt. Was im übrigen ein wahrhafter Vertreter eines anderen Volkstums schreibt, wird immer nur Ausdruck dieses seines angestammten Volkstums sein können, auch wenn er durch deutsche Schulung gegangen ist und infolge langer Aufenthaltes im Reich äußerlich eine Angleichung seines Kompositionsstils vorgenommen hat. So wird, um am Beispiel zu zeigen, was gemeint ist, der Opernkomponist Ermanno Wolf-Ferrari letzten Endes als Italiener gelten und so wird Ernst von Dohnanyi stets eindeutig als ungarischer Musiker betrachtet werden müssen. Insofern ist die Idee eines deutschen Musikraumes keine müßige Konstruktion, sondern der natürlichste, weil organisch in der Materie begründete Ordnungsfaktor.

Es mag auch mischblütige Künstler gegeben haben, die nie zu einer klaren Entscheidung für sich selbst gelangten, oder aber die von der einen Seite ausgingen und bei der anderen landeten, ohne dabei die rassistisch bedingten klaren Persönlichkeitswerte zu bewahren. Das sind einerseits die Weßbürger und die wurzellosen Europäer — Bufoni ist ein Beispiel dafür — und andererseits die für eine rassenkundliche Erforschung der Musikgeschichte besonders interessant, „Fälle“, zu denen man Franz Liszt zählen darf.

Die Galschnitzer des Geistes sind lange am Werk gewesen, um zu dem Phantombild des „ästherischen Menschen“ auch eine österreichische Musik zu erfinden. Man hatte dabei allerdings das Pech, gerade auf diejenigen Meister zu kommen, die wesentlichen Anteil an der Weltgeltung der deutschen Musik überhaupt besitzen. Joseph Haydn, der Schöpfer der Melodie des Deutschlandliedes, würde sich sicher gegen eine Jüdischenahme für partikularistische Bestrebungen heftig verwahrt haben. Mozart hat sich oft genug gegen die engstirnige Kleinstaaterei ausgesprochen und seiner bemächtigte sich der jüdische Geschäftsgeist in besonderem Maße. Juden übersetzten seine Werke, Juden richteten sie zum Gebrauch für die Praxis ein, Juden trieben Handel mit den von ihm überkommenen Brief- und Notenhandschriften, und im Zusammenhang mit dem Kunsthandel versuchte man schließlich sogar, die Vorherrschaft der jüdischen Forschung für Mozart aufzurichten. Franz Schubert bildete ein willkommenes Objekt zur Schaffung von Vereinen, die Ausgangspunkt einer antideutschen Musikpolitik sein sollten. Der Anlaß mag in der Beliebtheit Schuberts in den westlichen Kulturländern zu suchen sein. Die Argumente waren aber recht fadenscheiniger Natur, die einen Gegensatz zwischen deutscher Kunst und Schubert zu konstruieren wagten. Allein schon durch die Schöpfung des deutschen Musikliedes ist er aus unserem Musikraum nicht mehr fortzudenken, und es ist bezeichnend für das gesunde Empfinden der Nachbarn, daß der Begriff „Lied“ in ihren Sprachen nicht überlebt wurde, sondern als Lehnwort Eingang fand. Der letzte der großen deutschen Musiker, der zum Spielball kurzfristiger Politiker herabgewürdigt werden sollte, war Anton Bruckner. Hier glaubte man nun so mehr eine „österreichische“ Note herausstellen zu dürfen, weil man die naturhafte Gläubigkeit Bruckners im Sinne klerikaler Wunschträume umschloß. Es ist überflüssig, sich jetzt noch mit diesen verfehlten Bemühungen auseinanderzusetzen, weil sie einfach fortgeworfen werden sind. In diesem Zusammenhang gewinnt die Auffassung einer Brucknerbühne in der Regensburg-Wallfahle durch den Führer jedoch eine besondere Bedeutung, zumal es bis jetzt die einzige Ehrung dieser Art im neuen Deutschland geblieben ist. Bruckner wurde damals, also lange vor der Heimkehr der Opfer, bereits ganz selbstverständlich als ein großer Sohn Großdeutschlands gefeiert.

Die Sudetendeutschen, die Böhmen, seit dem Mittelalter das Musikantenvolk Europas. Wenn im 13. und im 14. Jahrhundert die Spielleute aus Böhmen im hohen Osten wie im Süden bereits gleichermaßen in Achtung genannt wurden, so handelt es sich hier eindeutig um Vertreter einer deutschen Musik, die ein altes Erbe trotz der Totalitätsansprüche des Christentums weitergaben. Um das Jahr 1500 genoss ein deutscher Meister aus Radstadt, Paul Hofhaimer, Weltruf. Im 16. Jahrhundert wird die Zahl der bedeutenden Musiker deutscher Herkunft sehr stark, und wieder stammten hervorragende Vertreter aus den Randgebieten unserer Volkstumsfindungen; im 18. Jahrhundert erfährt die Instrumentalmusik durch die Mannheim'sche Schule entscheidende neue Aufstöße. Die wichtigsten Repräsentanten des Mannheimer Stils, Gebrüder Stamitz und Anton Sitt, stammten aus Böhmen, das uns ungefähr um dieselbe Zeit auch die Grigerfamilie der Benediktiner schenkte. Diese Auffassung könnte nach allen Seiten erweitert und bis in die Gegenwart hinein fortgeführt werden.

Eine wichtige Erscheinung bildet die gegenseitige Durchdringung der nationalen Musikstile. Es hat bei uns nie an Eiferern gefehlt, die gegen eine Ueberfremdung der deutschen Musik zu Felde zogen. Man weiß auch aus der Musikgeschichte,

daß wertvolle deutsche Künstler unter der Bevorzugung ausländischer Komponisten und ausübender Musiker leiden mußten. Der sichtbarste Fall ist Carl Maria von Weber in Dresden. Zweifelloso hat die Ueberfremdung stellenweise unwürdige Formen angenommen, und es gab zu allen Zeiten Modeströmungen, die in gefährlicher Weise das Deutschsein verleugneten. Wie überall, so ist aber auch bei der Betrachtung der Musikentwicklung ein Scheitelpunktstandpunkt vom Uebel. Wir wissen, daß auch viele unserer Künstler außerhalb der Landesgrenzen ihren Wirkungskreis fanden. Wenn man das Wirken Johann Adolph Hasse aus Bergedorf bei Hamburg, eines Zeitgenossen Bachs und Händels betrachtet, ergibt sich die Tatsache, daß der Deutsche bestimmend in die Entwicklung der italienischen Oper eingegriffen hat. Seine Neuerungen hatten eine weitere Weltgeltung der italienischen Operkunst zur Folge, und zwar nahm er, nachdem er sich im Rahmen der Ueberlieferung zu einem der ersten Meister seiner Zeit emporgearbeitet hatte, allen Widerständen zum Trotz eine Umgestaltung und Vertiefung in der Richtung des musikalischen Dramas vor. Da er lange an der Dresdener Oper wirkte, nannte man ihn jenseits der Alpen „Il Sassone“, der Sackse. Er trug wiederum italienisches Gut nach Dresden und verarbeitete es tief. Die wechselseitige künstlerische Durchdringung zweier Kulturen kann kaum an einem treffenderen Beispiel gezeigt werden als an Hasse. Sein Werk hat zwar nicht die Zeit überdauernde Kraft, wie das Händels, aber seine geschichtliche Bedeutung ist dennoch kaum geringer. Und auch hier muß vor der Geschichte registriert werden, daß Hasse nicht zum Italiener geworden ist, sondern daß er im Innersten Deutscher blieb.

Hasse's Kunst wurde bestimmend für den musikalischen Geschmack Friedrichs des Großen, dem man auch angesichts seiner Neigungen zur Ausländerei nicht nachsagen kann, daß er undeutsch gewesen sei. Karl Heinrich Graun, der Gründer der Berliner Oper, belästigte sich ganz in der Richtung Hasse, also der italienischen Operform, die von einem Deutschen geschaffen war, weil Friedrich die Linie bestimmte. Dabei kam Graun aus der Schule Schürmanns, eines Repräsentanten der frühdeutschen Oper eigener Prägung. Wenn abschließend noch auf Johann Simon Mayr aus Altdorf in Bayern hingewiesen wird, der seit etwa 1800 einer der führenden Opernkomponisten Italiens wurde, und der den Opernstil bis weit in das Schaffen Verdis hinein nachhaltig beeinflusste, dann wird sich aus diesen wenigen Beispielen bereits ergeben, mit welcher Vorsicht die Schlagworte von der Ueberfremdung oder der Entdeutschung der Musik behandelt werden müssen. Es zeigt sich, daß die Einheit der Kultur und damit der Musik in einem gesunden Volk ungeheuer stark ist und daß im wesentlichen alles nicht Artgemäße

schnell und entschieden abgestoßen wird. Die umbildende Kraft des germanischen Geistes läßt sich auf dem Gebiet der Musik in seltener Reinheit verfolgen, denn gerade hier ist vielfach aus dürftigen Anregungen von außen ein Wunderbau der abendländischen Musik entstanden.

Die umfassende Darstellung der deutschen Musik ist noch nicht geschrieben worden; was sich bisher so nennt, sind mehr oder weniger wertvolle Ansätze, bei denen durchweg der sichere weltanschauliche Ausgangspunkt und die erforderliche Weite des geistigen Horizontes fehlen.

Eine Gefahr besteht angesichts der „Maren“-Haltung der Musik unserer romanischen Nachbarn oder der Slawen, die sich auf wenige Grundlinien festlegen läßt. Im Hinblick darauf verführt die auch für den Fachmann kaum überschaubare Fülle und Vielfalt der Erscheinungsformen unserer Musik, die ihre Ursache in der fantasiehaften, alles ergründenden Natur des deutschen Menschen hat, leicht zu einer künstlerischen Sektierbildung, durch die die Einheit der deutschen Musik zwar nicht zerstört, aber doch ohne Not verleugnet wird. Die deutsche Musik läßt sich nicht auf Einzelmerkmale festlegen, selbst wenn jedes einzelne in bestimmten Entwicklungsabschnitten auch eine noch so wichtige Rolle gespielt hat — mag es der reine Dreiklang, die Melodie, die Kunst der polyphonen Stimmführung, die Synkope oder ein formales Gestaltungsprinzip sein; — und die deutsche Musik läßt sich ebenfalls nicht auf Musikerpersönlichkeiten bestimmter Richtung zum Gunsten anderer festlegen. Hasse und Graun gehören ihr zu wie Händel und Bach. Ueberhaupt ist der Gesamtkomplex der deutschen Musik jeglichen persönlichen Geschmackesfragen entzogen, und es ist eine Selbstverständlichkeit, daß Richard Wagner, Bruckner und Brahms nebeneinander stehen und nicht gegeneinander ausgespielt oder gar in Wertungstabellen gebracht werden können. In demselben Sinne gehören beispielsweise in unserer Zeit Richard Strauß und Hans Pfitzner als gänzlich verschieden geartete Vertreter desselben Volkstums nebeneinander. Eine Gefahr schien vorübergehend die unterschiedliche Bewertung der einzelnen Musikgattungen für die Erziehung und kulturelle Schulung des Volkes zu werden. Bald schon erwies sich die Unhaltbarkeit einer solchen Auffassung, und zwar geschah das am eindringlichsten durch die praktische Musiktätigkeit selbst. Das einfachste Volkslied bildet in einer anderen Erscheinungsform ebenso den Ausdruck eines reinen Volkstums wie Beethovens Tretende Symphonie oder Wagners Gesamtkunstwerk. Der Versuch der Ausrichtung eines Volkseigenen innerhalb der Vertreter der deutschen Musik ist genau so abwegig wie das Strennlaufen gegen die Gattung Oper oder gegen das Konzert in dem Sinne, wie es seit der musikalischen Klassik zum festen Bestandteil unserer Musikkultur geworden ist. Das schließt nicht aus, daß neue, aus den Forderungen der Zeit herauswachsende Musizierungsformen gefunden und entwickelt werden, nicht als Ueberwindung, sondern als Bereicherung und Erweiterung des Vorhandenen.

N. S. M. Heft 100.

## Vier Frauen um Mozart

Besuch der Mozart-Gedenkstätten in Salzburg

„Solzbourg en Baviere“ hat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Mozarts Vater seine Briefe datiert. Man findet mit der Stadt Salzburg auch die Mozart-Gedenkstätten wieder heimgekehrt ins größere Vaterland. Wir besuchen sie mit besonderer Ergriffenheit, erzählen sie uns doch n. a. auch von den Frauen um Mozart.

### Mozarts Mutter.

Wir wissen wenig von Anna Marie Mozart. Wir brauchen aber nur die Siege in der Getreidegasse 9 zu Salzburg hinaufsteigen, dann wird ihr Bild vor uns wunderbar lebendig. Im dritten Stock dieses Hauses hat sie gewohnt von dem Tag an, an dem sie als Jungvermählte hier einzog. Das Haus gehört heute der „Internationalen Stiftung Mozarteum“, die in diesem dritten Stock das Mozarteumseum eingerichtet hat. Im Wohnzimmer der Mozarts und in Mozarts Geburtszimmer schauen die Familienbilder von der Wand. Darunter hängt auch das von Anna Marie Mozart. Sie hat ihr feinstes rotes Seidenkleid an und eine Spitzenhaube auf dem gepuderten Haar. So mag sie ausgesehen haben, wenn sie voll mütterlichen Stolzes einem Konzert ihres Wunderkindes, ihres Wolfers, beistand.

Wir können uns aber Frau Anna Marie eigentlich noch besser vorstellen als unermüdete Hausmutter der Familie. In ihrer Küche, die auf den laubmogenen Hof hinausgeht, schauen wir hinein. Der Herd mit dem offenen Kaminmantel ist noch da. In ihm hat sie all die guten Sachen gekocht, die dem Gatten, dem Kammerer und ihrem Herzinkel, dem Baben, so schmeckten.

Täglich erhob sich vor der Küchentür Lärm. Wenn die Mutter lächelnd öffnete, sah sie immer das gleiche Bild: die Kammerer und der Wolfers tollten auf dem breiten Vorplatz herum, und Pünzel, die geliebte Hündin und Plump-Strumpi, die Lieblingskatze sprangen mianend und bellend um die Kinder her. ... Mitten ins Lachen hinein erschien der geistreiche Vater Leopold Mozart. Frau Anna Marie und er galten in Salzburg als das schönste Paar und statlich genug wirkten sie, wie sie so nebeneinander standen. Es war aber unverkennbar, daß sich der Wolfers rein auf die mütterliche Seite hin entwickelte. Voll Leben, voll Lachen, voll goldener Phantasie, genau wie die Mutter, war der Bub!

Wand an Wand mit der Stelle, an der Anna Marie Mozart ihren Wolfgang wiegte, hängt eine Bleistiftzeichnung. Sie zeigt das Zimmer auf Schloß Hüttenstein, in dem Anna Marie Perle, die Tochter des Gerichtspflegers Perle am 25. Dezember 1720 geboren ist. Man sagt Weihnachtskindern besondere Gaben nach. Anna Marie Mozart hat diese ihrem Sohn mitgegeben.

Ihr Grab können wir leider nicht in Salzburg aufsuchen. Sie starb vor 160 Jahren am Typhus in Paris, wohin sie ihrem Wolfers auf einer Konzertreise gefolgt war. Eine Tragödie muß es für diese liebende Mutter gewesen sein, als sie fühlte, daß es ihr zu Ende ging und sie ihren „Mugapfel“ in der großen fremden Stadt allein lassen mußte. Tagelang hat sie mit dem Tod gerungen. Er war mächtiger als sie und hat ihr Leben am 5. Juli 1778 ausgelöscht. So hat es der verzweifelte Sohn fünf Stunden nach ihrem Hinscheiden aufgezeichnet.

### Constanze Mozart.

„Herzallerliebste Weiber!“ ... „Lieb mich nur halb so viel, wie ich Dich liebe!“ ... „Schäferl, goldiges, tausend zärtliche Küsse!“ „Bi. Bi. Bi. Drei Bisslein, zuckersüß, fliegen daher. Fang sie auf, liebstes Stanzl-Mariele!“

In Hunderten von Abwandlungen hat Mozart seine Liebe der Frau beteuert, die nun seit 96 Jahren im Mozartschen Familiengrab auf dem St. Sebastianfriedhof zu Füßen des Kapuzinerberges ruht. Im Mozarteumseum liegen Briefe Mozarts an sie, und dort hängt auch ihr Bild von dem dänischen Maler Hans Hansen gemalt. Wir sehen darauf Constanze mit dem kleinen schwarzen Lagen, die Mozart so nützlich gemacht haben, daß er trotz aller Proteste, aller Drohungen des Vaters an seinem „Stanzl-Mariele“ festhielt. Wir sehen ihre heftig roten Wangen und das spitz abfallende Gesicht, von dem uns Zeitgenossen berichten. Hat Constanze ihren Gatten geliebt? fragt die Mozartforschung seit mehr als einem Jahrhundert. Und wir fragen uns das gleiche, wenn wir vor diesem bescheidenen Familiengrab der Mozarts stehen. Gewiß ist, daß sie nicht erkannte, mit welcher göttlich begabtem Menschen sie verheiratet war. Das dämmerte ihr erst viel später auf, als aus aller Welt die Mozartverehrung zu ihr kamen, um etwas aus dem Leben des großen Toten von ihr zu hören. Damals, als sie dann

nachträglich auf Hansens Portrait, auf das grüne Heft in ihrer Hand die Worte „Oeuvres de Mozart“ pinselfüßig ließ.

Constanze hat Armut und Existenzkampf an der Seite Mozarts erlebt. Sie hat es nicht leicht gehabt, denn dieser „Kindsopfer“, der Wölfi, verliebte sich immer wieder. Und sie hat sicher Mozart auf ihre Weise gern gehabt. Aber ihre Neigung zu ihm hat nie die Tiefe erreicht, wie die Neigung zu ihrem zweiten Gatten, in der ihr Wohlhabenheit und Sicherheit aller Lebensumstände gab.

Constanze war schon achtzehn Jahre lang Witwe, als der dänische Staatsrat Georg Nikolaus Wißen, sie freite. Zwölf Jahre lang hat Wißen in Wien bei ihr in Miete gewohnt — notabene mit monatlicher schriftlicher Kündigung, wie es sich für einen gewissenhaften Beamten paßt — ehe er sich erklärte. Als Herr und Frau Staatsrat haben beide dann in Kopenhagen gewohnt, in der Løvensløkkestraße Nr. 79, und Constanze war von der armen Musikersfrau aufgerückt zur angesehenen Beamtenstättin! Stolz sah sie mit Wißen im königlichen Theater in der Loge, damit man aber sah, daß sie Mozarts Witwe sei, trug sie die Gürtelspange mit Wolfgang's Bild, die ihr der Wölfi einstmalig geschenkt hatte, und die heute im Mozarteum liegt.

1820 zog das Ehepaar nach Salzburg, und als der Herr Staatsrat sechs Jahre später starb, ließ ihn Constanze im Mozartschen Erbgräbnis auf dem Sebaldsriedhof beisetzen. Sein Grabstein trägt die Inschrift: „Gatte der Witwe Mozarts“...

#### Das Kammerl.

Das Kammerl Mozart schläft nicht im Familiengrab auf dem Sebaldsriedhof. Das Kammerl ärgerte sich also sehr, als die Schwägerin Constanze ihren zweiten Mann ins Mozartgrab legte. Es ließ deshalb auch die Grabplatte ihres geliebten Vaters Leopold Mozart wegnehmen, und in einem Klotzill verfügte es, daß es auf dem alten Petersriedhof ruhen wolle.

Dahin muß man nun den Schritt lenken, wenn man beim Kammerl sein will. Und zum Kammerl muß man doch, wenn man Mozart liebt, denn das Kammerl hat ja zum Wolfgang gehört, als sein musikalischer Gegenstück. Im Kammerl's Klavierspiel ersah der Dreijährige, wie man es machen mußte, und als kleine Virtuosi hat die Schwester an den drei ersten Konzerten Mozarts teilgenommen.

Zweimal ist dem Kammerl ein Liebesglück zerbrochen. Nachdem es jahrelang den verwitweten

Vater trenn gepflegt hatte, reichte es dem Freiherrn Berchtold zu Sonnenburg zu einer Vermählung die Hand. Ein einziges Glück war ihm beschieden — ein eigenes Kind, zu dem fünf Stiefkindern, die es übernommen hatte. Mozarts Schwester starb im Jahre 1829.

Wie sie ausgesehen hat, erzählt uns ihr Bildnis im früheren Wohnzimmer der Familie Mozart. Da hat das junge Kammerl ein rosa Galatkleid mit Silber Spitzen an, und auf ihrem hübschen Kopf liegt die Zier eines kunstvollen Gestecks. Heute steht in der Kommunegrust, dort, wo es vom Petersriedhof im Felsengang hinaufgeht zu den frühchristlichen Katakomben, neben dem Eisenkreuz für Haydn's Bruder das Kreuz, aus dem uns das Bild des durch Leid gereiften Kammerl anblickt. Mozarts „Herzensschwester“ ist nicht vergessen. Viele Menschen kommen zu ihm. Aus aller Welt kommen sie und bringen ihm Blumen mit, die zu Füßen des Kreuzes liegen. Anemonen und Bergveilchen, Geranien und Orchideen...

#### Die Geheimnisse vom „Zauberflötenhäuschen“.

Und noch eine Frau ist nahe an diesen Salzburger Mozartgedenken. Ihren Namen aber kennen wir nicht. Ja, wir wissen nicht einmal, wer sie gewesen sein mag. Nur die Spur ihrer Erdentage, der Zuneigung, die Wolfgang Amadeus Mozart für sie fühlte, können wir noch verfolgen. Die liegt beschlossen in der köstlichen Schönheit der „Zauberflöte“.

Heute steht das Zauberflötenhäuschen auf dem Kapuzinerberg, auf dem Hang vor dem Wald. Aber damals, als Mozart im Frühsommer 1791 seine Zauberflöte schrieb, war es Schikaneders Lusthäuschen und stand in einem zauberhaften Garten auf der Wieden bei Wien. Oft kamen gegen Abend Schikaneder und seine Freunde und Freundinnen hinaus, um den einsamen Meister der Töne aufzuheitern und zu zerstreuen. Und dann soll Musik und frohes Lachen das Häuschen beherrscht haben. Doch ganz einsam mag Mozart nicht gewesen sein. Denn die Frau, die er damals liebte, die seinem Genius flügel ließ, die kam zu ihm ins Häuschen, wenn es niemand sah. Wer mag sie gewesen sein? Wir werden's wohl nie ergründen. Eines ist gewiß: ohne ihre beglückende Nähe, ohne das tiefe Liebeserlebnis, das sie Mozart schenkte, wäre in Mozarts Seele nie seine schönste Gestalt, die „Pamina“ in der Zauberflöte, geboren worden...

sondern bürgerliche Friedensliebe, welche einen Streit über fernliegende Dinge vermeidet und nur in lokalen Angelegenheiten aussteht.

Sehr viel anders aber war die Situation, sofern der Schneidermeister Franz Schlamming in Betrachtung genommen werden will. Dieser Mann kam seine richtige Wesenserklärung nur in einer seltsamen Kanne der Natur finden, weil seine Entwicklung sich gegen alle bodenständigen Notwendigkeiten vollzog. Wenn in Bernau überhaupt die Möglichkeit für ein starkes Prinzip geboten war, dann — so magte der Kenner der Verhältnisse annehmen — konnte es sich nicht nach links hinüberschlagen. Und da wäre nun eben auszufinden, wie Franz Schlamming ins Anarchistische kam.

Das Problem wird schwieriger durch die Tatsache, daß er seine Heimat nie verlassen hatte und nie in einem Erdreiche stand, wo dieser Samen anfliegen konnte; in ein wahres Labyrinth geriet man aber erst durch seine persönliche Erscheinung. Denn er war von schwächlichen Wuchse und von so zarter Beschaffenheit, wie es einem Schneider zukommt, und an seinem Kinn hing ein wehmütiger Knebelbart, und das kleine Maul trug er halbgeöffnet nach Karpfenart. Das einzige Herausfordernde war eine lange fleischige Nase, welche allerdings so ungebührlich viel Platz in seinem Gesicht beanspruchte, als wäre alles andere nur da, um sie zu garnieren. In den Augen lag eine stille Resignation, welche ihrer schwierigen Lage hinter einer solchen Nase angemessen war.

Bei einem sanften Lenzener und trotz der lähmenden Wirkung, welche eine zahlreiche Familie auch auf feurige Geister übt, war Schlamming ein Bewunderer der französischen Revolution, und der am 21. peuplé Marat war sein Liebling. Jeder ordnungsliebende Bernauer, der sich eine Hofe annehmen ließ, mußte den Anblick des fürchterlichen Helden erdulden, denn sein Bild hing in der Schneiderwerkstatt und schaute grimmig auf die Bourgeois herunter. Nicht daneben erschreckte aus einem wurmstichigen Rahmen heraus die Hinrichtung Ludwigs XVI. und zeigte, wessen die Marats und Schlamming's fähig waren. Es konnte auch geschehen, daß der unbewegliche Schneider, während er Länge und Dicke eines Beins abmaß, zu singen anhub:

„So schwört, daß euer Schwert nicht auf zu schlagen hört, bis ausgerottet die Tyrannenrotten! Schwört!“

Diese Verse des Revolutionspoeten Chenier hatten beim Fest des höchsten Weizens ihre Wirkung getan und taten sie noch, denn Schlamming's Stimme kam dabei allemal ins Zittern, was die Bewegung seines Innern verriet. Jeder Bernauer, dem es dabei fast über den Rücken gelaufen war, trug zu dem unheimlichen Rufe bei, der von dem Schneider ausging.

Martin Degenbeck, obzwar er die Berechtigung der Revolution anerkannte, ging mit seinen Sympathien nur bis zur Erfüllung der Bäfte und wollte das Blutvergießen verabscheuen haben und bekämpfte Schlamming, wo er ihn antraf. Jedoch war er voll stiller Hochachtung gegen ihn und hätte gern herausgebracht, aus welchem Grunde der Schneidermeister seine Kenntnisse und seinen republikanischen Geist schöpfte, welches aber dieser nicht verriet, sondern als Geheimnis bewahrte.

Daß sie sich über Bismarck nicht einigen konnten, ist schon deswegen klar, weil Schlamming nicht einmal die Erfolge des Reichskanzlers gelten ließ, denn er stand auf der französischen Seite und redete über die „Prussians“, als hätte er die Revanche für Sedan zu nehmen.

Und dies war nun so und blieb so bis zu der historischen Nacht vom 23. auf den 24. Junius 1891. Nach dem Hochzeitsfeste in Wien, welches eine Ähnlichkeit mit der Cholera hatte, beschloß, Fürst Bismarck nach dem Königreiche Bayern zu reisen, um auch hier zu sehen, wie schnell sich die Verehrung aus Eilvren entfernt.

Als er nächstermorgen in Salzburg ankam, konnte er auf dem schlecht beleuchteten Perron ein paar Duzend Polizeidiener bemerken, welche aber schweigend und finsternen Antlitzes standen, in dem für diesen Fall jede Begeisterung behördlich untersagt war. Der Zug rollte trübselig aus dem Bahnhof hinaus, und wenn der alte Bismarck nicht schlief, stellte er vielleicht sonderbare Betrachtungen an über den Wandel der Zeiten, der schwarzgekleideten Beamten eilige Zurückhaltung einflößt und singende Eiertafeln verfluchen macht. Denn er wußte nicht, was sich auf der nächsten Haltestation vorbereitete.

Sie hieß Bernau und hier wachte Martin Degenbeck und beschloß für diesen Abend auch die letzten Wenn und Albers zurückzustellen und der Mittwelt zu zeigen, daß es den Alsbayern auf mehr oder weniger Fürstengunst nicht ankomme. Freilich mußte auch er die Macht der Verhältnisse spüren, denn als er von Haus zu Haus ging, um die Bernauer für einen festlichen Empfang zu gewinnen, sah er viele verlegene Gesichter. Jeder hätte herzlich gern mitgetan, aber der eine war nicht ganz wohl, der andere mußte bei seiner Frau bleiben, der dritte sagte so eifrig zu, daß man gleich sah, er werde nicht kommen. Am Schluß stand nur ein Häuflein von elf Mann zu Martin Degenbeck und schwor, ihm überallhin zu folgen und so viele Wacht am Rhein zu singen, wie er nur wolle. Der Befehl war, um halb ein Uhr nachts mit zwei Pechfackeln ausgerüstet am Bahnhof einzutreffen und dort alles weitere zu erwarten. Unterdessen regnete es in Strömen, und die Klagen, welche abgesetzt hatten, konnten sich auf darauf etwas zugute tun, daß sie keine nassen Füße kriegen.

Als es Mitternacht schlug, brach Degenbeck mit drei Zimmerleuten gegen den Bahnhof auf, und nach und nach trafen alle anderen ein; die meisten

waren Handwerksgefelln und hatten als Turner etwas übrig fürs Deutsche Reich. Von den anständigen Bürgern hatte sich nur der Schmiedemeister Kilger angemeldet, der keine politische Meinung, aber auch keine Angst hatte, und der immer dort stand, wo Degenbeck stand.

„Der Zug hält nur drei Minuten“, jagte der Expeditor.

„Solgedessen“, sagte Degenbeck, „muß jeder für drei schreien, wenn wir das Hoch ausbringen, sonst kommt er garnicht ans Fenster.“

„Nur keine Angst!“ versicherte Kilger, „ich tu' meine Pflicht und Schuldigkeit.“

Der Regen plätscherte ohne Aufhören, und die elf Mann rückten fröstelnd zusammen und horchten in die finstere Nacht hinaus.

Da ertönte klingend das Zeichen, daß der Zug die letzte Station passiert habe.

„Auf geht's!“ kommandierte Degenbeck und zündete seine Fackel an, und die anderen folgten, und mit einemmal sah der kleine Bahnhof feierlich aus, und die Gestalten der Männer hoben sich martialisches aus dem feurigen Schein.

„Da kommt ja noch einer!“ sagte Kilger und deutete auf etwas Dunkles, was langsam näher kam. Er hob die Fackel und leuchtete hin, und da stand von Wasser triefend der ami du peuple Schlamming.

In Degenbeck stieg ein fürchterlicher Verdacht auf.

„Was willst Du?“ fragte er hastig.

„Zuschauen will ich“, antwortete der Schneidermeister, „bloß zuschauen.“

Die Regentropfen rannen ihm über die Nase und fielen wie von einer Dachrinne zu Boden, und das ganze Männlein war von dem nassen Element so verklebt und hergenommen, daß jeder Regentropfen verschwinden mußte. „Schlamming! Schlamming!“ warnte Degenbeck, aber da hatte er schon keine Zeit mehr, den Satz auszusprechen, denn zwei riesige Lichter tauchten auf und glitschten die Schienen heran.

„Fackeln hoch!“

Es raselte und polterte und frachend zog die Bremse an, und aus elf Kehlen, oder wie der Sattler Hans behauptete, aus zwölf Kehlen, denn er ließ es sich nicht nehmen, daß der Schneider Schlamming mörderisch neben ihm geschrien habe, aus zwölf Kehlen kam ein so furchtbares und ohrenbetäubendes Vivat hoch, daß es im Zuge sogleich lebendig wurde und ein schwarzbärtiger Mann die Nase ans Fenster drückte. Das war aber der Leibstolz Schweninger, und es muß ihm der Anblick gefallen haben, denn er ließ das Fenster herunter, und da erschien im Rahmen eine andere Gestalt, an die viele Millionen Menschen lange Jahre ihre Liebe oder ihren Haß gewendet haben. Und es wurde totenstill, und das Gesicht des alten Mannes glänzte im Fackelschein, und zwei merkwürdige Augen blickten auf die Bernauer herunter, und den Martin Degenbeck überließ es heiß und fast, daß ihn kaum zwei Schritte von der leibhaftigen Weltgeschichte trennten, aber er sagte sich das Herz und rief:

„Euer Durchlaucht begrüßen wir als die ersten wieder auf deutschem Boden, und wenn das Wetter auch hier recht schlecht ist, und wenn das Wetter in Berlin vielleicht noch viel schlechter ist, und wenn es da droben blüht und donnert, das macht uns garnichts, und deswegen ist es doch der aller-schönste Tag und ich fordere die Anwesenden auf, mit mir einzustimmen, der Fürst Bismarck soll leben hoch und hoch und Vivat hoch!“ Und das war nun wieder ein furchtbares Geschrei, und die Turner zeigten, was aus einer deutschen Brust herauszuströmen ist, und dem Schmiedemeister Kilger schwoll die Mädel am Hals, und aus dem Hintergrund kam eine dünne, fläglische Stimme, die man erst vernahm, als die anderen schwiegen: „Durchlaucht, nie vergessen. Ewig dankbar.“

Das war der Schneidermeister Schlamming. Ueber das alte Gesicht im Fensterrahmen flog ein Lächeln.

Ja, ja, ihr Bernauer, und nun redet einer zu euch, den man einmal über das ganze Europa hin gehört hat, und es klang einfach und menschlich.

„Die Herren haben sich wirklich einem schlechten Wetter ausgesetzt, um mich zu begrüßen. Ich danke Ihnen.“

Und der Gründer des Deutschen Reiches, Fürst Otto von Bismarck, streckte die Hand aus, und Martin Degenbeck faßte sie, erst scheu, denn es war die Hand, die Napoleon vom Throne gestoßen hatte, aber dann schüttelte er sie herzlich, ein Deutscher dem anderen und die Turner griffen zu, und der Schmiedemeister Kilger griff auch zu mit harten Fingern, und der Fürst lachte und sagte: „Donnerwetter, das sind kräftige Hände.“ Und dann drängte sich noch eine spindel-dünne Hand vor, und die fläglische Stimme rief wiederum: „Nie vergessen, Durchlaucht. Nie vergessen. Ewig dankbar.“

Es war noch einmal der Schlamming. Der Zug fuhr an, und das Bild verschwand aus dem Bahnhof von Bernau, aber nie mehr aus dem Herzen von Martin Degenbeck. Die anderen mußten das Erlebnis im Wirtshaus feiern; er ging still nach Hause, und er beachtete es nicht einmal, daß neben ihm etwas mit kurzen Schritten trippelte.

Doch bei seinem Hause sagte es ihm am Mantel, und es war wieder der Schneidermeister. Und er zog ihn aufgeregt unter die Laterne.

„Gib mir deine Hand, Degenbeck“, sagte er. „Du weißt es, wie ich gefühlt war, aber von heute an bin ich für Fürst Bismarck, durch und durch.“

Er sah Degenbeck feierlich an und ging in die regnerische Nacht hinein, und noch zweimal hörte man ihn rufen: „Bismarck durch und durch!“ Dann wurde es ruhig in Bernau.

## Bismarck Eine Kleinstadtgeschichte von Ludwig Thoma

Im Hinblick auf die bevorstehende Aufführung der Komödie von Ludwig Thoma: „Die Lokalbahn“, am 10. und 15. September 1938 in der „Eura“, verdient diese Kleinstadtgeschichte von Ludwig Thoma besondere Beachtung.

Die Wahrheit ist, daß es zu Bernau bloß einen gab, der dem Fürsten Otto von Bismarck wohlgegnigt war. Die Anerkennung Degenbecks bedeutete für den Reichskanzler viel, obgleich sie ihre Wenn und Albers hatte und nicht selten im Laufe der zwanzig Jahre — denn was vor 20 lag, zählt nicht — sinken und untergehen wollte. Aber es mußte erst gefunden werden, wen die Schuld traf, und ob sich der Minister immer so führte, daß ein altbayerischer Zimmermeister zufrieden sein konnte.

Wer die Politik als eine Geheimkunft der Großen betrachtet, darf trotzdem nicht leugnen, daß ihre Wirkungen dem schlichtesten Bürger fühlbar und distinkabel werden. Wenn es vom Himmel regnet, wird es im Tale naß, und es tropft auf den schäblichsten Zylinder. Droben auf den Wetterwarten können sie es meinetwegen besser wissen, wie die Sache morgen wird, jedoch: wenn es heute seinen Gemütsgearten verhaselt, der soll und kann fluchen. Und damit ist übrigens nicht angedeutet, daß Martin Degenbeck nur das Gegenwärtige begriff, denn er stand festen Fußes in der Historie und führte seine Gedanken über ein weites Feld spazieren.

Unserer sagt: „Alexander der Große“ und „Karl der Große“ und schiebt die Verantwortung seinem Schulmeister hinüber, aber Degenbeck fragt sich: „Warum und wie?“ Bloß Persien erobern und das Abendland beherrschen, genügt noch lange nicht, um einen forschenden Geist zu blenden, der mit Altmeyer Notke sucht, wieviel eigentlich die Menschheit von diesen auffallenden Erscheinungen profitiert habe. Glauben wir nicht, daß ein solcher Mann mißtrauisch wird gegen den Beifall, mit welchem das Publikum den zurzeit auf der Weltbühne agierenden Helden überschüttet? Während er noch bedenklich das Lob eines Königs prüft, der lange Zeit vor Christo seine Taten abgeschlossen hat? Halten wir es nicht für unrecht, wenn man diesem Forscher die geltende Meinung auf den Kopf schlägt und ihn verstummen macht, weil es sich um einen Staatsmann des neunzehnten Jahrhunderts handelt?

Ich meine, wir halten dieses Vorgehen für falsch und gratulieren dem Fürsten Bismarck dazu, daß ihm der Zimmermeister Degenbeck hinter allen Wenn und Albers immerhin noch einen respektablen Thron erbaute.

Der war von starker, bürgerlicher Art und stand auf so festen Füßen, daß er nicht im geringsten wackelte, als sich im März 1890 die Gnadenzone hinter dunkle Wolken hob und ein kalter Wind zu blasen anfing. Möchte doch die durchschnittliche Mittwelt das Maul aufperren und mit Befürzung zum Himmel schauen, von dem dieses beträchtliche Gestirn herabgefallen war, für Martin Degenbeck kam die Sache nicht so über-raschend, daß sie ihm seine Weltanschauung um-

gestülpt hätte. Auch er hatte die Begebenheit nicht vorausgesehen, denn dazu wußte er viel zu wenig von den Berliner Impressionen, aber er kannte die Vergänglichkeit irdischer Größe und die Unbeständigkeit der Fußsengunst zur Genüge und hierin konnte ihn nichts verblüffen. Wie war es dem Helden Belfarius ergangen, nachdem er für seinen Kaiser Justinian in Ost und West große Siege errungen hatte?

Wer die Straßen kennt, auf denen das Rad der Weltgeschichte rollt, der weiß, wie sie bald hinauf, bald hinunter führen, und der gewiegte Kenner sucht das Blümlein Dankbarkeit nicht in den Höfen der Königsschlösser. Summa Summarum, der Zimmermeister Degenbeck übernahm die Tatsachen von der Höhe der Wissenschaft und ließ sich sein gelassenes Urteil nicht betören, und er hielt sich steif gegen die Luft, welche jetzt viele Wetterhähne in den Angeln drehte. Er verlor den Fürsten Bismarck nicht aus den Augen, als ihn der dicke Wald von Friedrichsruh vor der hochmögenden Menschheit verbarg, und er fügte seinen Wenn und Albers kein neues hinzu, das sich etwa auf die veränderte Glückslage gestützt hätte.

Es kam nun die Zeit, in welcher dem älteren Sohne des historischen Mannes die Hochzeit in Wien zugerichtet wurde. An das Familienfest hing sich ein Schwanz von sonderbaren Begebenheiten, welche den Zeitungsabonnenten nur zum Teil bekannt wurden, insofern Verschiedenes zwischen distinkte Altkendel geklemmt wurde, aus denen es dermaleinst die ruhig denkende Nachwelt hervorziehen kann. Das mittelbende Geschlecht benahm sich zu aufgeregt, als daß man ihm die ganze Glückseligkeit hätte aufweisen dürfen, und eine weiße Regierung stellt ihren Kindern nur eine Suppe vor, welche sich im längeren Stehen abgekühlt hat. Wie man sich vielleicht freundschaftlicher erinnert, genigte auch das, was offenbar wurde, zur Spaltung der öffentlichen Meinung. Der eine Teil der deutschen Bürgerschaft war überaus fröhlich und sanglustig und ging mit brennenden Fackeln spazieren, der andere Teil blickte ängstlich nach dem Dach des monarchischen Gebäudes, ob es denn die Erschütterung der Grundfesten noch aushalte. Vielleicht hätte sich das fürchtbarste Gemüt der Ruhe hingegeben, wenn es rechtzeitig bekannt geworden wäre, daß gerade im Verlauf dieser Peinlichkeiten, ja unmittelbar durch die veranlaßt, der Schneidermeister Schlamming von Bernau aus einem Anarchisten zum Bismarckianer wurde. Und wenn das auch damals in der Scala der monarchischen Gesinnung nicht den höchsten Grad des Erreichbaren bedeutete, so war es doch eine beträchtliche Erhebung aus der untersten Tiefe des Staatsgedankens.

Wenn Bismarck ein Realpolitiker war, wie man das häufig behauptet, dann mußte er selbst einsehen, daß ein Bernauer Familienvater das fühlbare Wohlwollen seiner nächsten Umgebung nicht für eine unfruchtbare Begeisterung hingeben konnte.

In dem konzilianten Anhören der Degenbeckschen Politik lag also nicht eine Uebereinstimmung,

# Der Andrä Hofer und der andre Hofer

Geschrieben 1933 — Von Karl Springenschmidt

Beim „Roten Adler“ in Virgils hocken die Bauern beisammen. Die Frage ist: „Kimmst er durch? — Kimmst er nit durch?“ „So leicht kimmst dös Durchkommen nit!“ meint der alte, zahnluckete Gschaffler und schüttelt den weißhaarigen Kopf. „Bis er von Staanach ausm Brenner auen kimmst, da hat er einen weiten Weg!“

„Du Staanach, du! Moantst, er geht aufm Brenner auen?“ schreit der junge Salcher dazwischen, „da tat er ja dem Steidle und seine Eudersgesseln mitten in die Händ springen!“ „Er muess woll üben Brenner auen!“ erklärt der Gschaffler, „wia soll er denn fänt durchkommen?“

„Da laß dir koane grauen Haare nit wachsen, Gschaffler, hast ja eh schon lauter weiß! Du woast ja gar net, wieviel Köcher dös Republik Oestreich no hat! Da fuedt er si schon dös böschte Loch zum Durchschließen aus, wo eahm koans von dös Steidleudern nachschließen kann!“ „Was mußt eahm dös böschte Loch, bal er nit mehr hinterm dazue! Sie sein ja wie die Bluet-hund hinter seiner her!“

„Laß sie lei hinter her sein, dös Bluet-hund, dös schlechten. Den derwischen sie nit! Dös ischt der frempfissigste Fuchs, den 's gibt in Tirol!“ „Dös glaubst halt nit, weil du's nit glauben magst. Aber die Steidleudern werden wegen deiner nit mit Gummistiefeln nachschließen. Und bal er angeschossen ischt, wia soll er nachher mit so a nstetrischen Schuß in die Knochen no über die Grenz unnen kommen?“

Der Salcher schweigt, liert in sein Weinglas nieder, schnipst die Achsel.

Die Tür fliegt auf.

Dort steht der junge Falkner. Frisch, wie der Engel in der Verkündigung, grad vom Himmel her! Er strahlt über das ganze Gesicht und glänzt und ruft das einzige Wort:

„Durch!“

„Durch!“

Auf springen die Bauern alle.

„Durch! Mander, durch!“

„Was? Wia? Wo hast dös her? Wer sagt dös?“

„Durch ischt er, Mander!“

Der junge Falkner tritt zum Tisch hin. „Bin i hiez g'rent!“ sagt er, „grad g'slogen bin i!“ Die Bauern reichen ihm die Weingläser hin; er faßt eines nach dem andern, und jedes, das er ansaßt, trinkt er auf einen einzigen Zug leer. „Hiez leb' i wieder, Mander, weil er durch ischt!“

„Erzähl, Falkner, erzähl!“

Sie schieben ihm einen Stuhl hin. Der Falkner hockt sich nieder, wischt sich mit dem Rockärmel den Schweiß von der Stirne. Die Bauern ringsum beugen sich in den Tisch hinein, horchen voll Spannung.

„Erzähl, Falkner!“ schreit der Salcher ungeduldig, „laß uns nit so lang warten!“

Der Falkner stellt das letzte Weinglas nieder und zieht eine Zeitung aus der Tasche. Langsam breitet er sie auseinander und streicht mit dem Handrücken darüber. Dann liest er:

„Bressanone . . . also dös ischt soviel wia Brigen auf deutsch. Also: Mus Bressanone wird gemeldet:

Der aus Innsbruck geflüchtete Gauleiter der NSDAP., Franz Hofer, ist hier zum Besuch seiner Familie eingetroffen. Er wird sich zur Behandlung seiner durch einen Gewehrstoß erlittenen Knieverletzung einige Tage in ärztliche Behandlung begeben. Es sieht zu erwarten, daß die österreichische Regierung das Auslieferungsbegehren stellen wird.“

„Den kriegt der Steidle nimmer!“ ruft der Salcher.

„Aber der Hofer kriegt den Steidle wol!“ lacht der Falkner. „Mander, i sag enk, heut, dös ischt der böschte Tag im ganzen Jahr. So eppes, dös muess föschlich gfeiert werden. Hö, Kellnerin, Wein her! Wir muessen den Hofer leben lassen!“

Das Zeitungsblatt geht von Hand zu Hand, den Tisch rundum.

„Da, Gschaffler, les!“ schreit der Salcher und reicht ihm das Blatt hin.

Der Alte setzt umständlich die Brillen auf. Dann schiebt er das Blatt in ein besseres Licht und beginnt zu lesen. Wort für Wort fährt er mit dem Finger nach.

„Der frempfissigste Fuchs, hab i g'sagt!“ lacht der Salcher, „hab i nit recht g'habt, ha? Mit fantu sein Schuß ischt er über den Berg unnen, der Hofer . . .“

Grad kommt der Mesner in die Stube, schief und verbogen, wie immer, den spitzen Buckel hoch aufgereckt. Rasch läßt er seine Schilchangen rund um gehen und schaut, wer aller in der Stube ischt, und spitzt dabei die Looser. Dann fährt er in das Weibsbild, das an der Wand hängt und greift tief hinein. „Lauter sündhafte Nazileut!“ murmelt er vor sich hin, und spitzt das Weibsbild schnell zu dem Tisch hin, wo die Bauern beisammen sitzen.

Aber niemand beachtet ihn.

Da huscht er blitzschnell nach der Wand zum Ofen hin und duckt sich tief in den finsternen Schatten hinein. Dann loost er heimlich, was die Nazibauern reden.

„So ischt dös!“ denkt er, und seine kohlschwarzen Augen leuchten höllisch vor Freude, „eine Demonstration ischt dös! Für'n Hofer ischt dös! Da muess i do glei . . .“

Und unmerklich, wie er gekommen ist, huscht er, klinkt und fälscht wie eine schwarze Katze, aus der Stube und springt schnell über die Straße hinüber zum Postenkommando.

Inzwischen ist der Wein da.

„Leut“, schreit der Falkner, „heute leben mier!“ Und dann reißt er sich den Rock vom Leibe und wirft ihn durch die ganzen Stuben hin ins andere Eck.

Die Bauern füllen ihre Gläser.

„Leut! Heut ischt mir fauwohl! Heut spür i so viel Kraft in meiner! Höllsakrafata! Heut muess was geschächen!“

Dann springt er auf den Stuhl hinauf.

„Leut! Heut ischt a Freudentag fürs ganze Tirolerland. Wia sag i: Tirol hat allweil schon an Hofer g'habt, dös ischt der Andrä Hofer, unser güter Landesvater, wia er ausm Berg Isel steht und überschaut in unser Land. So, dös ischt der oane Hofer, der alte. Aber heut feiern mier den anderen Hofer, den jungen. Dös ischt a foan schlechter nit! Dem sein sie ah schied auf die Fersen g'wesen, dös ischt der Andrä Hofer, Durchkommen ischt er! Leben tuet er! Leben soll er! Drum lassen mier 'n heut emol leben, der anderen Hofer, den jungen! Tuet entfere Gläsern nehmen, und mer hiez sein Weindl nit auf oan Zug ansausst, dös ischt foa rechter Tiroler nit! Also: i sag: Der andere Hofer soll leben! Hoch! Hoch! Hoch!“

Bei den letzten Worten ist der Schandarm in die Stube getreten. Hinter ihm, wie sein leibhaftiger Schatten, der Mesner.

„Hören Sie, Herr Inspektor!“ zischt er ihm ins Ohr, „sie lassen ihn grad hochleben!“

Der Schandarm tritt zum Tisch hin.

Die Bauern sehen grade ihre Gläser ab. Da sehen sie den Schandarm beim Tisch stehen.

„Kimm her, Schantinger, lauf!“ schreit der Falkner und füllt ihm ein Weinglas an.

Doch der Schandarm schiebt das Weinglas beiseite.

„Oes habts da grad oan hochleben lassen?“ fragt er.

„Was? Wer? Mier?“ schreien die Bauern durcheinander.

„Mier dürfen hochleben lassen, wen mier wölle!“ schreit der Falkner, „dös geht foan Menschen was an, für wen mier unsen Wein ansausen!“

„I muess wissen, was dös da g'ruesen habts!“ sagt der Schandarm.

„Mier rufen, was mier wölle, daß d'es grad woast! Dös ischt unsen Sach!“

„Hiez wollen sie leugnen“, zischt der Mesner hinten, „aber Sie ham es ja selbst g'hört, Herr Inspektor!“

„Was ischt g-ruesen worden?“ fragt der Schandarm streng.

„Was g'ruesen worden ischt?“ schreit der Falkner und kriegt einen bligroien Schädel. „Nachher

fag i's halt: „Der andere Hofer soll leben!“ ham mier g'ruesen!“

„Wia ischt dös g'moant?“ fragt der Schandarm, „habts dös da epper den Andrä Hofer g'moant, den ausm Berg Isel?“

Da lachen die Bauern alle, und der Falkner schreit: „Bal mier Tiroler hiez Andrä Hofer sagen, nachher ischt allmal der andre Hofer g'moant!“

Jetzt muuch auch der Schandarm lachen. Er zuckt die Achsel, wendet sich um und sagt: „Den Andrä Hofer hochleben lassen, ischt vorläufig no nit verboten, Mesner. Da kann i nit tlen!“

Und damit greift er um das Weinglas und hockt sich zu den Bauern hin.

Jetzt steht der schwarze Mesner allein da, bucklig und verbogen. „Grüß Gott, beisammen!“, sagt er scheinheilig.

„Wia kimmst denn du daher?“, fragt der Falkner, „mier scheint, du bist hinter unsen braven Schandarm einerschlossen, du Judas, du fälscher!“

„I? I wollt ja lei schaugen, wia 's enk geht!“, sagt der Mesner schnell, und seine kohlschwarzen, unruhigen Schilchangen gehen überzwerch von einem zum andern. Da frempelt sich der Falkner die Heindärmel auf. „Mander“, sagt er ganz ruhig, „i hab ja allweil g'sagt: Heut muess no was g'schächen! Heut muess i no guete Arbeit kriagen! Hiez frag i: Bal mier Tiroler da beisandhochten ganz friedlich und schreien als rechte Landsleut, wia mier sein: „Der andre Hofer soll leben!“, und es kimmst so a fälsches Tuiselueder dahergeschlossen, a schwarzes, und reunt zum Schandarm und zoagt dös an, daß mier unsen Hofer gern ham und hochleben lassen, was soll i mit so oan tlen? Dös frag i enk!“

Der Mesner duckt sich zusammen und hat schon die Türschnalle in der Hand. Mit einem einzigen Satz springt ihm der Falkner nach.

„Halt, Mander! Du hast ja no foan Weibsbild g'munnet!“, lacht er, „da hast freilich foan christlichen Segen heut!“

Und damit sagt er ihm an der Brust, stemmt ihn hoch und trägt ihn in die Mitte der Stube. „I hab ja glei g'sagt, heut g'schiedt no was!“, lacht der Falkner und haut den Mesner auf den Boden hin, daß man alle Knochen krachen hört,

## Kleiner Prolog.

Großklaus gibt gern an.

Kürzlich kommt er mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in ein Gasthaus zum Abendessen. „Herr Ober“, ruft er, „geben Sie uns mal 'n paar Speisefarten.“

\*

## Reihenfolge.

„haben Sie die Rechnung Ihrem Schuldner vorgelegt?“

„Ja.“

„Und was sagte er?“

„Ich solle mich zum Teufel scheren.“

„Und was taten Sie dann?“

„Dann kam ich zu Ihnen, Herr Rechtsanwalt.“

\*

## Die Speise.

Rübsams sind jung verheiratet.

## Wenn's pfeift, geht's los!

Wenn's pfeift, dann fährt die

## „Lokalbahn“

von Ludwig Thoma

nach Dornstein im schönen Bayernland.

## Dös gibt a Gaudi!

Denn in Dornstein ist allerhand gefällig. Was, das sehen Sie am Sonnabend, den 10. September, und am Donnerstag, den 15. September, abends 8 Uhr, in der „Lyra“, Rua São Joaquim 329.

## Sahrkarten nach Dornstein

zum Preise von 2 Milreis gibt's an den Fahrkartenschaltern: Deutsche Apotheke Schwedes, Rua Libero Badaró; Oekonom der „Lyra“; Buchhandlung Hahmann, Rua Conselleiro Chispiniano 2; Hirsch-Apotheke, Rua São Bento; Max Reichel, „Salão Max“, Rua José Antonio Coelho 5.

## Auf Wiederkehr in Dornstein!

und dann reißt er ihn auf und nieder, bis er halbs hin ist und keinen Mucker mehr tut.

„So“, sagt der Falkner und schaut auf das Jammerbild nieder, „da kann hiez enker Ehrenbürger, der Kaiser Otto, a frend ham mit so an Knochengestell. Sagst eahm an schön Grüß, gell, Mesner, und bal er epper a amol so auf- und niederfahren will, wia du, nachher soll er lei einkommen nach Tirol.“

Damit geht der Falkner wieder zu seinem Wein, „hiez ischt mier wieder leichter, weil was g'schächen ischt“, sagt er, und tut einen festen Zug, „und hiez können mier wieder ruhig schreien: „Der andre Hofer soll leben!“

Kürzlich hat Frau Rübsam nach dem Kochbuche eine Nachspeise hergestellt.

Rübsam versucht sie und verzieht das Gesicht. „Was ist denn das für ein Zeug?“ fragt er. „Das ist Götterpeise“, erklärt seine Frau. „Du sollst nicht für die Götter kochen“, meint da Rübsam, „sondern für mich.“

## Erven Lucas Bols

Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, dass die Zweigfabrik dieser alten holländischen Destillate noch immer ihre Cocktail-Rezeptbüchlein, in deutscher oder portugiesischer Sprache, für Interessenten auf Anfrage (Caixa Postal 2101, São Paulo) zur Verfügung stellt.

FUNDADA EM 1883  
**Casa Allemã**

**Seit 1883**

beginnt unser Geschäftsjahr stets am 1. September

**Seit 1884**

veranstaltet unser Haus seinen traditionellen

## Jahres-Ausverkauf stets im August

in dem es alle Waren zu ausserordentlich günstigen Preisen anbietet, um für Neueingänge Platz zu schaffen.

### Benützen Sie die wenigen Tage,

in denen alle Abteilungen unseres Hauses sehr vorteilhafte Sonderangebote machen und wo wir selbst auf die nicht herabgesetzten Preise einen Nachlass von 10 vH gewähren.

Schädlich, Obert & Cia.

Rua Direita 162-190

Laut erhaltener telegraphischer Nachricht, verschied am Donnerstagsabend, den 18. d. M., nach langem schweren, mit Geduld ertragenem Leiden, Frau

**Jema Cramer**

meine liebe Gattin, meiner Kinder treusorgende Mutter, unsere gute Tochter, Schwester, Schwägerin und Tante.]

Die tieftrauernden Hinterbliebenen.

Die Beerdigung findet in S. Paulo statt.

# Dies und das — aber alles ohne Politik

## Affen im Dienst der Wissenschaft

Wo der menschliche Arm nicht hinlangt - Tiere auf giftigen Bäumen

Durch unerwartete Hilfe aus der Tierwelt ist der Wissenschaft ein bisher kaum zugängliches neues Gebiet erschlossen worden, die Pflanzenwelt in den Urwaldkronen. In die Sammelkolonne des Botanischen Gartens von Singapore hat man unlängst zwei kluge Berok-Affen als staatlich angestellte Pflanzensammler aufgenommen. Unser HT-Mitarbeiter hatte Gelegenheit, mit dem Direktor des Botanischen Gartens zu Hamburg, Professor Dr. Wilkner, über die Neuerung zu sprechen.

In seinem neuesten Berichte über den Botanischen Garten zu Singapore gibt dessen Direktor, Herr E. J. H. Corner, eine interessante und anschauliche Schilderung der Tätigkeit zweier im Dienste des Botanischen Gartens stehender Affen. Gegen Ende 1937 wurden der Sammelabteilung des Botanischen Gartens zwei Berok-Affen beigegeben, die man unter der Obhut des malaisischen Pflanzensammlers Ngadiman stellte.

Der Berok ist der Kokosnuss- oder Schweineschwanzaffe, der bekanntlich im Osten von den Malaien vielfach zur Kokosnusserte benutzt wird. Die wilden Affen werden so jung wie möglich gefangen, möglichst, wenn sie noch so klein sind, dass sie auf einer Menschenhand sitzen können; sie werden dann nach und nach dazu angeleitet, junge Früchte aus den Fruchtständen der Kokospalme loszudrehen, und wenn sie kräftig genug sind, dann können sie die grössten Stämme erklettern und die reifen Nüsse von oben herabwerfen. Aber es ist wohl nicht so allgemein bekannt, dass einige dieser Affen lernen, auch noch andere Aufgaben zu erfüllen, so zum Beispiel Mango-Früchte zu pflücken oder Bündel von Rambutan-Früchten von den Bäumen der Pflanzung herunterzuholen.

### Immun gegen Rengas-Gift

Danach schien es möglich zu sein, dass ein so abgerichteter Affe auch das für den Botaniker oft so schwierige Problem lösen könnte, von hohen unersteigbaren Bäumen Blüten und Früchte oder Ueberpflanzen aus der Krone zu erlangen; denn, wenn der Baum nicht gefällt werden kann — und einen Urwaldriesen wegen einiger weniger Zweige zu fällen, ist nicht allein kostspielig —, dann muss man entweder einen eingeborenen Kletterer hinaufschicken oder Zweige herunter-schneiden, und beide Mittel sind begrenzt. Auch der Berok ist in dieser Hinsicht nicht vollkommen; denn er kann dicke Stämme nicht ersteigen, wenn keine Kletterpflanzen sich an ihm emporwinden oder aber dünne Bäume danebenstehen, an denen er bis zu den untersten Seitenästen sich hinaufarbeiten kann. Aber die Erfahrungen der letzten Jahre lassen doch die Behauptung gerechtfertigt erscheinen, dass der Berok die beste Hilfe ist, die der Botaniker beim Studium der Baumwelt im hohen Urwald haben kann. Ein Berok auf der Schulter des Pflanzensammlers kann in der Tat mit dem Falken auf dem Handgelenk des Jägers verglichen werden. Seine Verwendung ist ebenso reizvoll wie billig und schonam für die zu erforschende Pflanzenwelt. Dazu kommt, dass der Berok immun gegen das „Rengas“-Gift ist, so dass er auch Material von diesen giftigen Bäumen aus der Mango-Familie einsammeln kann, die im Urwalde so weit verbreitet, aber, eben wegen ihrer Gefährlichkeit, noch so wenig bekannt sind.

### Auf 300 verschiedenen Bäumen gepircht

Als Herr Corner im April 1937 in Kelantan war, hatte er das Glück, einen jungen Berok zu bekommen, der gerade so erzogen worden war, wie der Botaniker es sich wünschen mochte. Dieser Affe, er hiess Merah, wurde mit nach Singapore genommen, wo er nach einigen Wochen Unterricht die Erwartungen noch übertraf. Einmal zum Beispiel, in Johore, arbeitete er in der Krone eines Baumriesen, 60 Meter über dem Boden; an einem anderen Tage sammelte er Material von 24 Bäumen, die alle über 35 Meter hoch waren. In Frasers Hill erhielten wir durch ihn ausgezeichnetes Material von der bisher nur einmal vor vielen Jahren in Malaya gesammelten Riesenpalme, von der im Singapore-Herbarium überhaupt nichts vorhanden war. Leider bekam er in Frasers Hill eine unbekannte Krankheit und ging Ende September ein. Während seiner kurzen Laufbahn hat er Material von mehr als 300 verschiedenen Arten von Bäumen gesammelt, und die Ausgaben dafür waren sehr gering.

### Die Affensprache

Nachdem die Technik des Sammelns mit Affen sich nun so gut bewährt hatte, wurde Ngadiman nach Kota Bahru gesandt mit dem Auftrag, zwei weitere solche Affen zu beschaffen, und zu erlernen, wie die Tiere abgerichtet werden und wie man mit ihnen spricht. Nach vielen Schwierigkeiten fand er zwei junge Beroks, Jambul und Putsch, die von der Regierung angekauft und im Botanischen

Garten „angestellt“ wurden. Unsere Art und Weise, mit diesen Affen zu sammeln, ist die folgende: sie werden an einer Leine gehalten, da sie sonst im Walde davonlaufen würden. Die Leine, die 60 Meter oder, wenn nötig, noch länger ist, ist wie eine Anglerleine um ein Hölzchen gewunden und an einem Ring am Halsbande des Affen befestigt. Man spricht zu dem Affen malaisisch, im vorliegenden Falle kelantanesisch. Man ruft: „Gi ata!“, und der Affe klettert auf den Baum. Geht er auf einen Ast über, auf den er nicht gehen soll, so ruft man ihm zu: „Bukan itu, gi ata lagi!“; ist er auf dem richtigen Ast, dann: „Belah itu!“, und der Affe klettert weiter. Wenn er an die Zweige kommt, die eingesammelt werden sollen, so gibt man ihm einen Ruck mit der Leine und ruft: „Ambil itu!“, worauf der Affe stehen bleibt und einen Zweig abbeißt („Repis itu!“) und ihn dann hinabwirft. Wird mehr gebraucht, so ruft man: „Ambil lagi!“, und der Affe beisst soviel ab, wie man haben will. Ist er fertig, so kommt er auf den Zurur: „Turun!“ zurück. Wenn aber beim Herabwerfen einige Zweige zwischen tiefer liegenden Ästen hängen geblieben sind, dann bemerkt das der Affe sehr wohl; man ruft: „Turun, pelapas itu!“, worauf der Affe den kürzesten Weg zu den Zweigen findet,

sie aus ihrer Verschlingung löst und herabwirft.

### Merah verstand 18 malaiische Worte

Oftensichtlich haben diese Affen ein grosses Vergnügen an dieser ihrer Tätigkeit, und je mehr man zu ihnen spricht, immer dieselben Worte gebrauchend, um so besser verstehen sie. Nach einiger Uebung im Urwalde brauchen sie nicht jedesmal den gewünschten Baum vom Boden aus zu erklettern, sondern durch wiederholtes Rufen, Ziehen an der Leine, Zeigen mit den Armen und Beklopfen des Baumstammes können sie dazu gebracht werden, dass sie ihre Leinen von den Zweigen lösen und von Ast zu Ast laufen, so dass sie zahlreiche Bäume besuchen können. Je mehr Uebung sie bekommen, um so besser verstehen sie, worauf es ankommt. Sie werfen alles herab, was ihre Aufmerksamkeit erregt: Knospen, Blüten, Früchte und Gallen, alles Dinge, die man von unten nicht sehen kann. Es ist wirklich so: die Arbeit mit einem geschickten Berok ist wie ein Fischzug in Baumkronen.

Am Ende seiner Laufbahn konnte Merah in den Bäumen Blüten und Früchte finden, die man ihm unten gezeigt hatte und er verstand den Sinn von 18 malaiischen Worten. Unser jetziges Paar ist bei weitem noch nicht so leistungsfähig. Ihr Vokabularium umfasst nur 12 Worte, aber sie sind auch jünger, und der eine, Putsch, ist recht vielversprechend.

## Briefe im Zorn

Soll man im Zorn Briefe schreiben? Darauf wird jeder weise Seelenarzt und erfahrene Berater mit einem laut schallenden Ja antworten. Briefe, so richtig mit allem Gift und Groll des Augenblicks geladen, mit allem ätzen Althergebrachten, vernünftigen Versprechungen, vernünftigen Verleumdungen, übermässigen Kränkungen, über schlechte Kritiken, leichtfertige oder treulose Geliebte, verpatzte Aktionen — o, wie erleichtern sie unser hochgepanntes, affektgeladenes Gemüt! Wie ein helles Rauchgift lindern sie brodelnde Wut, bohrenden Grimm.

Man wähle glattes, möglichst holzfreies Papier zu diesem Brief, das kein mechanisches Hindernis den Abfluss unserer Worte aufhält, die aus dem Vulkan unseres verletzten Herzens emporquellen. Die ersten zwei Seiten mögen einem hemmungslosen Ausbruch vorbehalten sein.

Schreibe wie du sprichst, unmittelbar, nachdem du die Kränkung oder Enttäuschung erfahren hast. Sollte bei selteneren und ausgeprägten ehrenrührigen Wörtern dir die richtige Schreibweise nicht gegenwärtig sein, so blättere nicht im Orthographie-Lexikon. Es hält mir auf.

An markigen Stellen lasse einen dicken Tinten-Fleck zurück, als Zeichen besonderer Verachtung. Die nächsten zwei Seiten können überlegten und ausgewählten Insulten vorbehalten bleiben. Feinfeimige Vergleiche aus dem Tierreich, aus der Welt obskurer Körpertheile, aus dem Bereich symbolischer Redensarten und volkstümlicher Wendungen mögen deinen Feind wie die Pfeile der Brandstiftung verwunden und reizen. Rollen auf den ersten zwei Seiten deine Worte naturhaft kräftig, ungezügelt, eruptiv, so liegt im zweiten Teil dieses Briefes der Reiz, die Hiebe grammalkalisch und orthographisch einwandfrei zu gestalten, ja, sie

mit einer gewissen Liebe zu ziselieren, Meisterwerke kränkender und ätzender Wort-Kleinplastik zu schaffen. Im dritten und letzten Teil deiner Epistel magst du alle Hoffnungen und Wünsche zusammenfassen, die dich um das Wohlergehen des Adressaten bewegen.

Ist der Brief fertig, so lese ihn noch einmal sorgfältig durch und hebe besonders gravierende Worte durch dicke Unterstreichung hervor. Deinem Ermessen sei es anheimgestellt, den Brief einem vertrauten Gatten oder Freund vorzulesen und alle Beschwörungen um Milderung von Form und Inhalt mit einem kalt grausam lächelnden Kopfschütteln abzutun.

Nun gib den Brief in den Umschlag, schreibe die Adresse lesbar und genau darauf und ver-sehe ihn — denn anderes wäre taktlos — mit einer Marke. Dann trägst du dein Schreiben zum nächsten Briefkasten, schließt es in den Schlitz und — zieht es wieder zurück. Morgen! O nein — nicht aus Feigheit. Sondern vielleicht fällt uns noch was besonders Kräftiges, Duftiges für den Gegner ein. Morgen ist dein Zorn nur mehr ein Gehäufel von heute, und übermorgen wunderst du dich, wenn du deinen zerknitterten Brief in der Posttasche findest, wie man sich überhaupt so aufregen kann. Dein scharfer Brief hat dich entladen. Absenden oder nicht ist eine reine Formsache. Sorgfältig blickt man die unbenützte Briefmarke vom Brief herunter, er liegt vielleicht noch ein bis zwei Tage auf deinem Tisch herum. Dann wirfst du ihn mit anderem Kram ins Feuer. Nach acht Tagen begegnet dir der Feind. Er sagt: „Hören Sie mal, Sie haben da durch mich, wie ich erfahre, Althergebrachte gehabt, aber ich...“ Und du winst großartig ab und sagst: „Ach, ich bitt' Sie, nicht der Rede wert.“

### Kleiner Brief von der Spree:

## O, du mein Berlin!

Unsere Zeit hat mit manchem Neuen und Schönen uns besonders eins geschenkt: Wir haben einander kennengelernt, wir Menschen im großen deutschen Vaterland. Der Bayer kommt an die Wafferkante und der Hamburger fährt mühelos mit KdF nach Süddeutschland, um dort festzustellen, daß „die anderen“ auch ungünstige und ordentliche Leute sind. Statt des gewohnten Rund-f-lückes schmecken ihm die schwäbischen „Spätzle“ ausgezeichnet und das bayerische Bier kann den Grog ganz gut mal vertreten.

So gibt es auch immer wieder Gelegenheiten, nach Berlin zu fahren. Und es hat sich langsam herumgesprochen, daß der Berliner besser ist als sein Ruf! Wenn auch sein Humor nicht so behaglich ist wie der des Hamburgers, so verblüfft er doch durch seine Schlagfertigkeit. Im Moment hat der Berliner die Situation erfasst und hat gleichzeitig damit eine wohlwollende Einsicht für den anderen. Ein Beweis dafür ist folgende Szene: In der Mittagszeit in einer Straße im Zentrum hat der Verkehr seinen Höhepunkt erreicht. Mit bekannter Eile hasten die Menschen durch die Straßen, Autos und Radfahrer nicht minder. Diese Eile wird einem Radfahrer, der vor sich einen großen Korb balanciert, zum Verhängnis. Ein Autobus streift ihn und seinen Korb im Vorbeifahren und dessen Inhalt, ausgerechnet — Eier, liegt zum Teil auf der Straße.

Der Autobus hält sofort und der Radfahrer bedankt den Fahrer mit einigen Berliner Liebenswürdigkeiten: „Oller Dussel, kamste denn nicht tieken, du dämlicher Affe, haste nich Platz genug für deine Blechfiste uff Radde?“ Fahr doch mit 'nen Kinderwagen, wenn du det so nich kannst!“ Der Fahrer des Autobusses ist keinen Augenblick beleidigt. Er sieht ein, daß der andere nicht an-

ders kann und tröstet ihn gutmütig: „Spreich dir aus, wenn et dir beruhigt, schimpf' man, jib mir Saures, det tut jut und beruhigt dir über den großen Verlust, der dir betroffen hat. Id seh, du kannst nich anders, tu dir man keenen Zwang an, sonst stichst vor Wut, wa? Deshalb keene Feindschaft nich.“

Ein Vorort im Berliner Westen. Ein Lastwagen faßt um die Ecke der Straße, über die traumverloren eine junge Frau geht. Ihrer Kleidung nach ist sie vom Lande. Bedenklich nähert sich der Lastwagen, da knirschen im entscheidenden Moment die Bremsen und eine tiefe Männerstimme sagt ruhig zu der Ueberraschten: „Na, Strolchein, so in Liebesgedanken? Oder wollten Sie mir umrennen? Jeben Sie sich keene Mühe, mie und meinen Wagen rennen Sie nich um.“ Ehe die „Gerettele“ ein Wort des Dankes sagen konnte, war der freundliche Fahrer schon fort.

Ein Sonntagvormittag im Osten Berlins. Schmucke Reihenhäuser säumen die Straße, durch schöne Anlagen unterbrochen. Niedliche Kinder mit Sonntagsschleifen spielen das beliebte „Himmel und Hölle“, ein roter Briefkasten leuchtet in der Frühlingssonne, überall ist Sonntagsgelächter. Eine Dame im neuen Frühjahresskostüm nähert sich dem Briefkasten und vertraut ihm zögernd einen Brief an. Nachdenklich sieht sie ihm nach, als er hinter der Klappe verschwindet, nachdenklich bleibt sie einen Augenblick stehen, sicher war der Brief von großer Wichtigkeit.

Da weckt sie die frische Stimme eines Berliner Jungen aus ihrer Versunkenheit: „Na, Dicks, Sie warten woll fleisch uff Antwort“, wird ihr Zögern gedeutet. Empört verschwindet die Gute, vom Lachen des Jungen begleitet. Ja, die Berliner sind „helle“, sie sind aber auch tüchtig und

hilfsbereit, wenn es darauf ankommt. Man kann es ihrem Temperament nicht verübeln, wenn sie auch manchmal auf Kosten eines anderen einen Witz machen. Grete Gebhardt.

## Wann trinkt man was?

Garte Winke für den Ausblick von Alkohol.

Chartreuse, diesen Mönchsliefer reicht man bei Herrenabenden, doch nur in grün, damit sich das starke Geschlecht giftet, weil seine Frau dagegen ist.

Schokoladen-Cocktail gibt man am besten zum Damen-Kaffee, weil dabei meist die Geflogenheit herrscht, die lieben Freundinnen durch den Cacao zu ziehen.

Rosen-Eisler serviert der schüchterne Liebhaber seiner Angebeteten. Und wenn sie klug ist, wird sie diesen zarten Wink verstehen, denn schenkt man sich Rosen in Tirol, weiß man was das bedeuten soll.

Jacobiner flößt man Scheidungslustigen ein, um ihren Freiheitsdrang zu befriedigen.

Knickerbocker setzt man der Verwandtschaft vor, die uns stets durch unpassende Geschenke ärgert.

Wermut aber trinken wir, wenn uns ein guter Freund angeborgt hat.

Wodka (deutsch: Wässerchen) ist für den Stauntisch zu empfehlen, dann können die Ehemänner zu Hause mit ruhigen Gewissen beschwören, daß sie nur Wasser getrunken haben.

Pfefferkuckel verabreicht man bei Karnevals-sitzungen, da dort so viele Leute angepölkelt werden.

Whisky mit Soda bestellt man bei Geschäftsverhandlungen, um sich die kühle Gelassenheit eines Engländer zuaneignen.

Half and Half verlangt man nach Besprechungen, wo sich die Verhandelfnden auf der Mittelbasis einigten.

Danziger Goldwasser verabfolgt man bei Kompanie-Geschäften, dann denkt der Teilhaber von vornherein, daß das Geschäft eine Goldquelle ist. — Danziger Goldwasser sollte man überhaupt immer in Bereitschaft haben, damit man bei Ebbe in der Kasse wenigstens durch die Glitzerchen von Blattgold, die in diesem Eisler schwimmen, ernutigt wird. S. G.

## Nachtrag zum Pro Arte-Werbeabend in S. Paulo

In Folge 31 unserer Wochenzeitung gaben wir einen Bericht über den am 3. August lautenden Jahres im Roten Saal des Hotel Esplanada in São Paulo stattgehabten Pro Arte-Werbeabend, an dem, wie inzwischen in weitesten Kreisen der brasilianischen Gesellschaft wie der deutschen Kolonie bekannt sein dürfte, die Zweigstelle São Paulo der Pro Arte aus der Taufe gehoben wurde. Bedauerlicherweise wurden wir bei unserer Berichterstattung das Opfer einer falschen Unterrichtung, indem wir feststellten, dass „Pro Arte“ auch früher bereits in São Paulo Fuss zu fassen versuchte, aber bei ihren Bestrebungen schon nach verhältnismässig kurzer Tätigkeit gescheitert sei. Tatsächlich ist Pro Arte in der gegenwärtigen Form in São Paulo noch nicht in Erscheinung getreten, denn die frühere Pro Arte-Organisation in São Paulo ist mit der gestarteten Pro Arte-Zweigstelle der Pro Arte-Hauptstelle in Rio nicht identisch. Darum kommen wir auch dem Wunsch des Direktors der heute allein gültigen Pro Arte-Vereinigung in Rio, Herrn Heuberger Theo, gern nach und stellen mit diesen Zeilen den Sachverhalt richtig. Pro Arte als solche ist in São Paulo erst ganz jung am Werk. — Für weitere Auskünfte ist das provisorische Büro der Pro Arte in der Avenida São João 324, Saal 26, zuständig.



Rudolf Binding † — Der bekannte Schriftsteller und Dichter Rudolf Binding, der in Starnberg lebte, ist dort nach kurzer Krankheit im Alter von 71 Jahren gestorben.